





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Lächeln einer Teufelin

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Das Lächeln einer Teufelin

John Sinclair Nr. 666

Teil 4/5

von Jason Dark

erschienen am 09.04.1991

Titelbild von Mark Harrison

Sinclair Crew

Das Lächeln einer Teufelin

Helden - gibt's die?

Waren es die Männer, die sich todesmutig in einen Krieg stürzten? Oder war es diejenige Person, die ein Kind vor dem Ertrinken rettete?

Oder war derjenige schon ein Held, der im Dunkeln einen Keller betrat und nicht wusste, was ihn dort erwartete?

Die Gesellschaft sucht sich die Helden aus, wenn sie welche benötigt.

War ich ein Held?

Bestimmt nicht. Vor einer Filmkamera hätte ich sicherlich nicht als Held bestehen können, denn man sah mir meine Angst an, als ich durch die dunkle Einfahrt einem neuen Ziel entgegenschritt, das in der Tiefe eines Berliner Hinterhofs lag. Wenn ich es negativ sah, konnte sich in diesem alten Hinterhof womöglich mein Schicksal entscheiden!

Es war eine gefährliche Unruhe in mir, wie ich sie lange nicht mehr gespürt hatte.

Eine Hölle hatte ich durchquert, eine weitere lag möglicherweise vor mir.

Mich erwartete eine bedrückende Stille. Noch stand ich in der schmalen Einfahrt. Ihr Ende konnte ich sehen, weil sich dort ein Rechteck abzeichnete, das aussah wie eine dunkelgrau gestrichene Tür.

Dahinter, das hatte man mir gesagt, lag einer dieser Berliner Hinterhöfe, die als so romantisch beschrieben wurden, tatsächlich aber ein gewisses Elend derjenigen ausdrückten, die in und um die Hinterhöfe herum lebten.

Ich befand mich in der Gegend um den Alexanderplatz. Hunderte von Chaoten, Anarchos und Randalierer hatten die Gegend in eine Hölle aus Gewalt verwandelt, das Straßenpflaster aufgerissen, Barrikaden errichtet und Fahrzeuge angezündet.

Es war zu regelrechten Schlachten zwischen den Randalierern und der Polizei gekommen.. Das jedoch berührte mich nur am Rande. Mir ging es um andere Dinge.

Um Vampire und Nadine Berger!

Blutsauger hatten es geschafft und hielten ein Hotel besetzt, einen gewaltigen Kasten mit über zwanzig Stockwerken. Einige der Blutsauger hatte ich erledigen können, aber diejenige Person, die sie anführte, war verschwunden.

Das war ausgerechnet Nadine Berger gewesen!

Sie hatte das Hotel klammheimlich verlassen. Nicht heimlich genug, denn mir war es aufgefallen und ich hatte die Verfolgung der Vampirin aufgenommen.

Zum Glück trug Nadine eine so auffällige Kleidung, dass sie von Zeugen gesehen worden war. Diese Zeugen hatten mir gesagt, wo ich sie finden konnte.

Sie war durch eine Einfahrt gegangen, die in einem der typischen Altberliner Hinterhöfe endete.

Damit befand sie sich praktisch in einer Sackgasse, und ich dachte darüber nach, was sie damit wohl erreichen wollte. Sie konnte natürlich durch einen der zahlreichen Hausflure fliehen, die jenseits der Hintertüren begannen. Dann wäre sie auf einer anderen Straße wieder zum Vorschein gekommen und ich hätte das Nachsehen

gehabt.
Das war eine Möglichkeit.
Seltsam, ich wollte an sie nicht so recht glauben. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass Nadine nicht grundlos und panisch diesen Weg gewählt hatte. Dahinter musste noch etwas anderes stecken. Vielleicht suchte sie einen Ort, wo sie ungehemmt ihrem Trieb nach Menschenblut nachgehen konnte.
Deshalb musste ich sie finden. Die Häuser standen nicht leer, auch wenn sie so aussahen, weil sie seit Jahrzehnten keine Renovierung mehr genossen hatten.
Die Einfahrt war menschenleer und schmutzig. Der Dreck klebte an den Wänden, die auch Schmierereien aufwiesen. Mit heller Farbe waren irgendwelche Parolen gesprayt worden. Lesen konnte ich den Text nicht. Dazu war es zu dunkel.
Ich selbst traute mich auch nicht, meine Taschenlampe einzuschalten. Ich wusste nicht, ob Nadine allein war oder sie möglicherweise Helfer um sich gesammelt hatte.
Das alles waren Unwägbarkeiten. Keinen Laut hörte ich. Selbst wenn ich ging, setzte ich meine Schritte vorsichtig. Die Stille war bedrückend. Sie wuchs immer mehr zusammen, glich einem schwarzen Ring, der meinen Körper zusammenpresste.
In der schmalen Einfahrt stank es. Es war ein undefinierbarer Geruch. Auf den Straßen hatten die Fahrzeuge gebrannt, eingehüllt in dicke Rauchwolken, die wie schwarzes Fett durch die Straßen trieben und einen widerlichen Gestank verbreiteten. Er drang überall hin, wahrscheinlich hatte er sich auch in meiner Kehle festgesetzt.
Am Ende der schmalen Einfahrt blieb ich stehen. Von irgendwoher wehte Wind in den Hinterhof und spielte mit den Dingen, die dort als Abfall herumlagen.
Da fuhr das Papier raschelnd über den Boden, da kratzte es, wenn altes Holz bewegt wurde, und dann drang ein leises, regelmäßiges Tappen an meine Ohren.
Sofort versteifte ich.
Das Tappen kam von der linken Seite. Ein Mensch war es nicht, eher ein Tier, das seine Pfoten in einem bestimmten Rhythmus auf den Boden setzte.
Ein Hund!
Nicht gerade ein kleines Tier. Im schwachen Licht, das aus den Fenstern fiel und kaum den, Boden erreichte, konnte ich die Rasse nicht einmal ausmachen. Ich sah die aufgestellten Ohren und bekam mit, wie der Hund im Zeitlupentempo sein Maul öffnete und mir seine Fänge präsentierte.
Wollte er angreifen?
Ich habe nichts gegen Hunde, aber ich hatte oft genug darüber

gelesen, dass streunende Tiere aus Hunger Menschen angriffen. Wenn der zu dieser Gruppe zählte, musste er getötet werden.

Meine Hand legte sich auf den Griff der Beretta. Noch immer standen wir uns gegenüber. Ich schaute in seine funkelnden Augen. Sie sahen aus wie kalte Monde.

Griff er an?

Nein, er tat es nicht, denn aus der Tiefe des Hinterhofes ertönte ein schriller Pfiff. Der Hund drehte seinen Kopf und trottete davon.

Ich entspannte mich wieder. Von einem Hund angegriffen zu werden hätte mir gerade noch gefehlt, mir reichten die Gegner, die irgendwo auf mich warteten.

Ich löste mich aus der Deckung der schmalen Einfahrt und betrat den Hof.

Der Zeuge hatte mir berichtet, dass noch die alten Toilettenhäuser dort standen. Sie lagen links von mir und waren von zwei Seiten begehbar. Alte Ziegelsteinbauten mit flachen Dächern aus Teerpappe.

In den unteren Wohnungen brannte kaum Licht. Wahrscheinlich hatten die Leute dort Angst, in die Straßenschlachten mit hineingezogen zu werden. Sie versteckten sich im Dunkeln oder hatten ihre Wohnungen verlassen.

Die Lichter aus den oberen Etagen klebten wie schmutziggelbe Flecken an den Hauswänden. Sie verloren sich sehr schnell in der Finsternis des Hinterhofes.

Ich wusste nicht, wohin ich mich wenden sollte. Niemand war da, der mich erwartete, dennoch glaubte ich fest daran, dass ich nicht allein in dieser Gegend war.

Abgesehen von Nadine konnte ich mir vorstellen, dass ein Hinterhof wie dieser auch als Versteck gut war. Hier konnten sich die Randalierer verbergen und möglicherweise neue Pläne schmieden.

Es war kalt geworden. Die Temperaturen lagen dicht über dem Gefrierpunkt. Über zahlreichen Straßen lag der Dunst, der aus den Gullys kroch, hier allerdings behinderten keine Schwaden meinen Blick. Nur die Dunkelheit störte.

Auch in dem Toilettenhaus brannte kein Licht. Als Türen dienten Bretterverschläge. In manche von ihnen hatten Gaffer Löcher hineingebohrt.

Etwas kribbelte wie Strom in meinem Nacken. Ich kannte den Zustand. Es trat immer dann auf, wenn eine Entscheidung dicht bevorstand. Diese Umgebung erschien mir zu menschenleer.

Ich passierte das Toilettenhaus. Aus den einzelnen Kabinen stank es. Es gab nicht die glatten Hinterhausfassaden, irgendwo war immer angebaut worden. Oft mit den primitivsten Materialien, um wenigstens etwas Wohnraum schaffen zu können.

Ein Vorbau war besonders lang. Wie eine Baracke sah er aus. Es

waren auch Fenster im Mauerwerk zu sehen, nur war keines erleuchtet.

Eine Tür sah ich ebenfalls. Beim Näherkommen erkannte ich, dass sie geöffnet war und schräg stand. Das sah mir aus wie eine Einladung oder eine Falle.

Nahe der Tür blieb ich stehen. In meinem Kopf rotierten die Gedanken. Es kam auf die nächsten Sekunden an. Egal, was ich tat, es konnte falsch oder richtig sein.

Aus dem Haus drang ein Geruch, der anders schmeckte als der in der Luft liegende, vielleicht zu vergleichen mit altem Fett, als wäre dort drinnen gekocht worden.

Im Dunkeln suchte ich nach Spuren. Möglicherweise zeichneten sich dort welche ab, doch auf dem Boden, dessen Pflaster zum Teil aufgerissen war, sah ich nichts.

Wieder dachte ich an Nadine und sinnierte auch darüber nach, wie ich mich verhalten würde, wenn ich ihr plötzlich gegenüberstand. Das war ein Wahnsinn, ich hätte sie dann vernichten müssen, denn sie war ein Vampir.

Der Gedanke daran trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Schon einmal hatte ich mich in einer ähnlichen Situation befunden. Da war die Frau des Vampirjägers Marek zu einer Untoten gemacht worden. Ich hatte sie damals getötet, erlösen müssen, um die Gefahren von anderen Menschen abzuwehren.

Und jetzt?

Manchmal kann man Vampire oder deren unmittelbare Nähe riechen. Das passierte bei den alten Blutsaugern, die aus Moder und Staub entstanden waren.

Diesen Geruch vermisste ich.

Dennoch konnte ich nicht länger warten. Ich musste einfach mit der Suche beginnen.

Die Tür stand weit genug auf, dass ich mich hindurchquetschen konnte. Die Finsternis kam mir vor wie Watte. Ich atmete mit offenem Mund, sah zunächst einmal nichts und ahnte den Gang mehr.

Wo führte er hin? Befanden sich hier in der Baracke Wohnungen oder nur einfache Lager?

Diesmal schaltete ich die Lampe ein. Sekunden nur leuchtete ich in den Gang, um mir einen ersten Überblick verschaffen zu können. Rechts und links befanden sich Türen. Welche geöffnet und welche geschlossen war, konnte ich in der knappen Zeit nicht feststellen. So wie die Baracke jetzt aussah, erschien sie mir unbewohnt.

Die erste Tür hatte ich hinter mir gelassen. Ich schaute nach rechts, die Lampe brannte nicht mehr, als hinter mir eine Tür geöffnet wurde. So schnell, dass ich nicht mehr reagieren konnte.

Die Gefahr war da, ich spürte sie, duckte mich noch und bekam den

Treffer trotzdem mit.

Er hatte mich am Kopf erwischen wollen, so aber rutschte er ab und traf meine Schulter.

Der Schmerz war schlimm, er trieb mich auf die Knie. Ich hörte mich selbst stöhnen, war zu groggy, um mich wehren zu können, dann griff eine Hand in mein Haar und zerrte den Kopf zurück.

Einen Moment später spürte ich etwas an meiner Kehle. Es war lang, kalt und scharf.

Eine Messerklinge!

***

Ich bewegte mich nicht. Jetzt irgendetwas zu tun, hätte meinen Tod bedeuten können. Deshalb blieb ich möglichst unbeweglich und wagte kaum, Luft zu holen.

Dass es nicht nur ein Gegner war, davon ging ich aus. Ich hörte auch die Geräusche mehrerer Tritte, dann erschien ein Schatten vor mir, der sich verkleinerte, als sich der Mann bückte. »Wen haben wir denn da?«, flüsterte eine Fistelstimme.

»Das ist keiner von uns.«

»Sehe ich.«

»Der gehört bestimmt zu dem Weib!«

Der letzte Satz hatte mich hellhörig werden lassen, denn mit dem Begriff Weib konnte nur Nadine gemeint sein.

»Spione?«

»Kann sein.«

Ein anderer meinte: »Wenn die Bullen tatsächlich solche Typen einsetzen, kommen sie nie weit.«

»Sollen sie das denn?«

»Nein, wir werden siegen.«

»Zieh ihn hoch, Ekke.«

Ekke musste der Kerl mit dem Messer sein, der auch meine Haare gepackt hielt. Er nahm die Aufforderung wörtlich. Er zerrte mich auf die Beine, und wieder brandete ein glühender Schmerz durch meinen Kopf, als würden unzählige Nadeln hineinstechen.

Ich stand ziemlich wacklig. Jemand drückte mich gegen die Wand. Zwei andere bauten sich links und rechts von mir auf und umklammerten meine Arme.

Dann leuchtete mir der Strahl einer starken Taschenlampe ins Gesicht, sodass ich gezwungen war, die Augen zu schließen. Sie leuchteten mich von oben bis unten an, wahrscheinlich wollten sie sehen, ob ich nicht doch zu ihren Bekannten gehörte.

»Nie gesehen.«

»Wer bist du?«

Ich sagte leise meinen Namen. Das Messer schwebte noch immer vor

mir. Es war eine der verdammten Klingen, mit denen Köche das Fleisch schnitten, regelrechte Mordinstrumente.

»Das hört sich englisch an.«

»Ich komme aus London.«

»Toll. Und was machst du hier?«

»Ich war zu Besuch in Berlin.«

Das glaubten sie mir nicht, denn sie fingen an zu lachen. »Ausgerechnet hier in Berlin und ausgerechnet noch in einer Gegend, wo man normalerweise nicht hinläuft. Du bist echt stark, Mann, echt stark.«

»Ich wollte alles sehen.«

»Wie schön. Jetzt kennst du uns ja.«

»Sorry, aber…«

Eine andere Stimme flüsterte aus dem Hintergrund. »Wir können ihn nicht laufen lassen. Der Hundesohn verrät uns. Der hat sowieso schon zu viel gesehen.«

»Was willst du mit ihm machen?«

»Einsperren.«

»Zu dem Weib?«

»Klar.«

Ich hatte alles genau mitbekommen und dachte nach. Sollten diese Typen ihren Plan tatsächlich in die Tat umsetzen, dann würde ich zusammen mit Nadine Berger in einen Raum gesperrt werden.

Sie, die Vampirin, und ich, ihr Jäger.

»Such ihn nach Waffen ab!«

Flinke Hände fuhren über meinen Körper. Es dauerte nur Sekunden, bis sie die Beretta gefunden hatten. Mit einem Laut des Triumphes auf den Lippen zog einer meine Waffe hervor. »Schau an, der Tommy hat eine Kanone.«

»Dann ist er nicht so harmlos.«

»Glaube ich auch.«

»Sieh mal nach, ob er einen Ausweis hat.«

Natürlich fanden sie ihn und untersuchten ihn im Licht ihrer Taschenlampe.

Dass sich eine Frau in der Gruppe befand, hörte ich an ihrem hellen Lachen. »Ein Bulle vom Yard. Das gibt es doch nicht. Das ist doch nicht möglich.«

Eine Kralle umschloss meinen Hals. Jemand hatte seine Finger um meine Kehle gelegt und stieß mich mit dem Hinterkopf gegen die Wand. »Bullenschweine haben wir besonders gern. Da spielt es keine Rolle, ob sie aus Deutschland oder aus London kommen. Sie sind alle gleich, und wir hassen sie.«

»Ich habe mit euch nichts zu tun.« Jemand lachte laut. »Das sagen sie alle, wenn sie nicht mehr weiterwissen.«

»Es stimmt.«

»Was hattest, du hier zu suchen, Bullenschwein?«

Ich holte tief Luft. »Verdammt noch mal, wie oft soll ich es sagen? Ich bin durch Zufall in eure Auseinandersetzung hineingeraten. Glaubt mir das doch!«

Sie überlegten. Leider verschwand das Messer nicht von meiner Kehle. »Wir können uns mit ihm nicht länger aufhalten. Aber laufen lassen geht auch nicht.«

»Sperren wir ihn zu der anderen.«

»Gut.«

»Aber gefesselt. Ich traue den Bullen nicht.« Die Beretta behielten sie, nach dem Dolch hatten sie nicht mehr gesucht. Die Pistole war ihnen Beute genug.

Ich bekam den Ausweis zurück. Ein kleines Wunder, denn mit derartigen Dokumenten konnten auch Geschäfte gemacht werden. Dann musste ich mich umdrehen. Jemand packte meine Hände in Höhe der Gelenke und drehte sie herum.

»Nimm die Lederriemen.«

Hart banden sie meine Hände auf dem Rücken zusammen. Jemand sprach auch davon, dass ich eine sehr gute Geisel abgeben würde, aber daran dachte ich nicht.

Mein Sinnen und Trachten galt allein Nadine Berger. Wenn sie Wort hielten, würde ich mit ihr zusammen in eine Zelle oder einen Raum eingesperrt werden.

Eine Vorstellung, die mir nicht behagte, und über meinen Rücken glitt ein Schauer.

Zudem war ich gefesselt. Ob man Nadine ebenfalls gebunden hatte, konnte ich nicht sagen. Mir wäre es in diesem Augenblick lieber gewesen. Eine Hand legte sich um meine Schulter und drehte mich herum. Dann bohrte sich ein Knie in meinen Rücken. Der Stoß katapultierte mich nach vorn, und ich begann zu taumeln.

Sie hielten mich fest. Wie viele Personen es waren, die mich eskortierten, bekam ich nicht mit, ich hörte hinter mir nur die Schritte und auch das Flüstern.

Einer drängte sich an mir vorbei, gerade als jemand einen harten Gegenstand in meinen Rücken bohrte, wahrscheinlich war es die Mündung meiner eigenen Pistole.

Ich konnte in dem Gang keine Veränderung feststellen. Er blieb trist und grau. Die Feuchtigkeit war in die Wände hineingezogen. Wenn das Licht der Lampe über sie hinwegstrich, riss es auch die großen Schimmelflecken aus der Dunkelheit.

»Bleib stehen, Bulle!«

Ich stoppte auf der Stelle. Einer drängte sich an mir vorbei und klimperte mit Schlüsseln. Die Kerle sahen alle gleich aus. Sie waren in

schwarze Kleidung gehüllt, zumeist Leder. Zwei von ihnen trugen Helme, andere hatten ihre sonst die Gesichter verdeckenden Halstücher nach unten gezogen und sie um den Hals gebunden.

Zweimal drehte sich der Schlüssel, dann war die Tür offen. Mit einem Fußtritt drückte sie der Kerl so weit auf, dass sie fast gegen die Wand prallte.

»Besuch für dich, Süße!«

Eine Antwort erhielt er nicht.

Mich drehte man um, dann erwischte mich abermals ein Stoß in den Rücken, der mich nach vorn taumeln ließ. Diesmal über die Schwelle hinweg und in den Raum hinein, in dem kein Licht brannte und es auch keine Fenster gab.

Ich flog hinein in die stickige Dunkelheit, drehte mich dabei und hatte das Glück, mit der Schulter und nicht mit dem Gesicht vor die gegenüberliegende Wand zu prallen.

Es gab einen Knall, als die Tür wieder zugerammt wurde, und ich in der Dunkelheit zurückblieb.

Allein oder mit Nadine?

Die Kälte glitt durch meinen Körper. Nicht nur von außen, sie kam auch von innen. Ich schleifte mit dem Fuß über den Boden und stellte fest, dass der Belag ziemlich glatt war. Das schien alter Linoleumboden zu sein. Wahrscheinlich war der Raum mal bewohnt worden.

Nichts passierte.

Es griff mich keiner an. Die Sekunden tropften dahin und ich lauschte in die Dunkelheit.

War sie da?

Mir lag es auf der Zunge, ihren Namen zu rufen. Doch ich schluckte die Worte herunter.

Allmählich beruhigte sich auch mein Atem, sodass ich mich allein auf meine düstere Umgebung konzentrieren konnte. Wie groß der Raum war, hatte ich nicht sehen können. Außerdem war ich durch die Fesseln behindert, denn die verfluchten Lederriemen hatten sich ziemlich stark in meine dünne Haut an den Gelenken gebohrt.

Bis ich das dünne Lachen hörte, mehr schon ein Kichern, aber abgegeben von einer Frauenstimme.

Ich schauderte zusammen. Beklemmung erfasste mich. War das Nadine Berger gewesen?

Ja, sie war es, denn ich verstand die geflüsterten Worte sehr genau. »Ich rieche Menschen, ich rieche Menschenfleisch. Ich rieche einen Bekannten…«

Ich gab ihr keine Antwort und blieb an der Wand stehen. Der Schweiß war mir ausgebrochen, und ich dachte daran, dass ich gefesselt war und mich kaum wehren konnte, wenn Nadine kam, um

mein Blut zu trinken.
Noch blieb sie, wo sie war, aber sie tat etwas anderes. Links von mir erklang in der Dunkelheit ein leises Ratschen. Ein eigentlich bekanntes Geräusch, das entsteht, wenn der Kopf eines Zündholzes über die Reibfläche streicht.
Es war ein Streichholz, das aufblitzte, und plötzlich entstand eine kleine Flamme, die in eine halbkreisförmige Bewegung hineinglitt und deren Widerschein in ein Frauengesicht leuchtete.
Es war Nadine Berger!

***

Ich tat nichts. Ich ging nicht einmal zur Seite, sondern schaute dorthin, wo die helle Insel aus Feuer in der Dunkelheit schwamm und über das Gesicht strich.
Ich sah ihr Gesicht, als wäre sie eine Person ohne Körper, denn der wurde von der Dunkelheit aufgesogen. Hatte es sich verändert? Ja, es war bleicher geworden, sehr blass mit einer durchscheinenden Haut. Auch das Haar zeigte nicht mehr die leicht rötliche Fülle, die es einmal gehabt hatte.
Es war ziemlich strähnig und verfilzt. Dabei hätte es mich nicht gewundert, wenn Spinnen oder Würmer durch die Strähnen gekrochen wären. Die Flamme verlosch erst dann, als sie bereits die Finger berühren musste, aber Schmerzen verspürte Nadine nicht.
Es wurde dunkel, bis zu dem Augenblick, als sie das nächste Zündholz anriss, diesmal mit der Flamme von ihrem Gesicht wegging und sie an den Docht einer Kerze hielt, der sehr schnell Feuer fing.
Dieses Kerzenlicht reichte aus, um die unmittelbare Umgebung der Person zu erhellen. Sie hockte auf dem Boden, drehte sich jetzt von der Kerze weg und sorgte dafür, dass sie in die Dunkelheit eintauchte.
»Willkommen, John!«
Ich schluckte, räusperte mich und fragte dann: »Woher weißt du, dass ich es bin?«
»Das habe ich gerochen. Wir waren lange genug befreundet, wir sind uns auch sehr nahe gekommen. Jeder Mensch gibt einen gewissen Geruch ab. Da machst du keine Ausnahme.«
»Wenn du das sagst.«
Sie lachte. »Ich wusste, dass du hinter mir her bist. Ich habe es immer gespürt, ich sah dich im Hotel, und ich lockte dich weg, damit meine Brüder und Schwestern freie Bahn haben.«
»Das hast du auch geschafft.«
»Ja, und jetzt sind wir allein. Nur wir beide. Du hast mich gefunden, und ich habe deinetwegen auf viel Blut verzichtet, denn die Typen hier hätten meine Opfer werden können.«
Ich hörte die Worte und lauschte gleichzeitig dem Klang der Stimme

nach, die ein anderes Timbre bekommen hatte. Sie war zur Vampirin geworden, daran gab es nichts zu rütteln, doch ich trug etwas bei mir, dass sie möglicherweise retten konnte: das flüssige Leben. Doch es steckte in meiner Hosentasche, in die ich mit den gefesselten Händen nicht hineingreifen konnte.

»Also willst du mich!«

»Wen sonst?« Sie blieb am Boden hocken, drehte sich allerdings so, dass sie mich anschauen konnte.

Ihr Gesicht befand sich nahe der Flamme. Mich erinnerte Nadine an eine träge Katze, die nur darauf wartete, endlich angreifen zu können.

Sie tat es nicht. Wahrscheinlich wollte sie es genießen, mit mir allein zu sein. Ob sie auch wusste, dass ich Fesseln trug, war mir unbekannt. Darauf angesprochen hatte sie mich noch nicht.

Ihre Lippen zogen sich in die Breite. Dieser Teil des Gesichts lag im Schein der Kerze, sodass ich den Mund genau unter Beobachtung halten konnte.

Er teilte sich ein wenig, und dicht unter der Oberlippe schimmerte es plötzlich hell.

An zwei verschiedenen Stellen zeigten sich die Zähne, die auf die relativ große Distanz an Messer erinnerten.

Es war ein böses, gemeines, triumphierendes Grinsen, mit dem sie mich bedachte, und es war gleichzeitig das Grinsen einer Siegerin. Sie hatte gewonnen.

In diesen Augenblicken spürte ich wieder den Druck der verdammten Lederriemen an meinen Gelenken. Das wiederum bewies mir, wie hilflos ich war. Abermals schaute ich in Nadines Gesicht.

Es war das Lächeln einer Teufelin…

Ihre Haut zeigte zudem einen grünlichen Schimmer, als wäre sie mit einem Pilz überzogen. Unter den Augen sah ich die Schatten wie Halbkreise liegen.

Schlimmer ging es nicht. Sie war grausam, wollte Blut, und sie würde es bekommen.

Ich bewegte meine Hände hinter dem Rücken. Vielleicht konnte ich die Fesseln lockern. Bei einem anderen Material wäre es mir möglicherweise gelungen, hier schaffte ich es nicht, denn die Lederriemen hatten sich noch stärker zusammengezogen.

Handelte Nadine aus eigenem Antrieb oder steckte jemand hinter ihr? Mallmann, zum Beispiel, der sie hätte vorschieben können? Dass er bestimmte Pläne verfolgte, war mir klar, nur wusste ich nicht, welche es genau waren. Dass er eine Herrschaft der Blutsauger aufbauen wollte, stand für mich längst fest. Um das Ziel allerdings zu erreichen, musste er verschiedene Einzelaktionen zusammenführen, um schließlich zu einem Ganzen zu kommen.

»Du sagst nichts, John? Hat es dir die Sprache verschlagen? Spürst du

schon imaginär meine Zähne an der straff gespannten Haut deines Halses?«

»Was willst du? Nur mein Blut? Oder hat dich jemand geschickt, damit du einen bestimmten Auftrag ausführst?«

»Was denkst du denn?«

»Ich denke an Mallmann.«

Sie lachte. Es war richtiges Lachen mit fauchendem Unterton, wie es eben eines Vampirs würdig war. »Ja, es kann sein. Er hat mir den Auftrag gegeben. Ich stehe voll und ganz auf seiner Seite. Dracula II fügte die Fäden zu einem Netz zusammen. Er sucht, und er findet seine Verbündeten.«

»Wie Dr. Drake, der nach neuen Methoden suchte, um den Vampirismus zu verbreiten.«

»Auch er kannte Dracula II.«

»Das hilft ihm jetzt auch nichts mehr.«

»Ich weiß es. Doch der Plan wurde trotzdem nicht aufgegeben. Er existiert weiter, und wir werden ihn fortführen, darauf kannst du dich verlassen, John.«

»Dazu müsstest du einige Personen ausschalten. Nicht nur mich, auch Suko.«

»Er wird genug im Hotel zu tun haben. Mir kam es auf dich an. Ich will dir beweisen, wie hilflos auch ein Geisterjäger gegenüber denjenigen Personen sein kann, die er immer jagen wollte. Du bewegst dich kaum, du ziehst keine Waffe. Ich schätze, man hat dir deine Waffen abgenommen und mir damit indirekt einen großen Gefallen getan. Die Chaoten wussten nicht, wen sie vor sich hatten, als sie mich fingen und einsperrten. Wenn ich dich erledigt habe, sind sie an der Reihe.«

Ich nickte ihr zu und sagte: »Dabei habe ich dich gesucht, um dich zu retten.«

Nadine erstarrte in der Bewegung. »Pfählen oder erschießen wolltest du mich, John Sinclair?«

»Nein, von deinem Dasein erlösen.«

»Das kommt aufs Gleiche hinaus. Es ist nur ein anderes Wort dafür, Sinclair.«

»Irrtum.« Ich schüttelte den Kopf. »Es gibt eine Möglichkeit, dich wieder in das normale Leben zurückzuholen. Deshalb bin ich nach Indien gereist und habe dort das Palmblatt gesucht, auf dem dein Schicksal zu lesen war. Es zeigte eine Vergangenheit und eine Zukunft. Du, Nadine, hast eine Zukunft, wenn sich der Text auf dem Palmblatt nicht geirrt hat. Und zwar eine Zukunft als Mensch.«

Sie hatte zwar zugehört, aber sie war nicht so überrascht, wie ich es gedacht hatte. Da ihr Gesicht noch beschienen wurde, konnte ich den fast mitleidigen Ausdruck in ihren Augen gut erkennen. Sie hielt mich

für einen Fantasten.

Sehr bedächtig schüttelte sie den Kopf. »Das - das kann einfach nicht stimmen. Du bist gekommen, um mir irgendwelchen Mist zu erzählen. John Sinclair, du lügst.«

»Nein!«

Sie rutschte noch ein Stück vor, zog ihre Beine an und kantete die Füße, damit sie sich beim Hochkommen entsprechend abstützen konnte. Sie kam sehr langsam auf die Beine, die Lippen zurückgezogen und die gefährlichen Zähne gefletscht. Mit einem letzten Schwung hatte sie es dann geschafft, sich hinzustellen.

»Du hast keine Chance mehr, Sinclair. Deine Zeit als Mensch ist endgültig vorbei. Ich werde mir dein Blut schmecken lassen, das kann ich dir versprechen.«

Sie kam nicht auf dem direkten Weg zu mir, sondern schlug einen kleinen Bogen. Jeder ihrer Tritte klang überlaut in meinen Ohren. Die Kerze hatte sie nicht mitgenommen, sie blieb brennend zurück und schuf noch immer den Lichtfleck. An die Decke malte sie zusätzlich einen rötlichen Kreis.

Der Fußboden klebte etwas. Im Laufe der Zeit hatten sich Feuchtigkeit und Schmutz festgesetzt.

Nadine trug flache Schuhe. Ihre. Haare hatte sie zurückgedrückt. Das Gesicht war nicht mehr als eine bleiche Maske, die schon bald in der Dunkelheit verschwand.

Die Hände hielt sie vorgestreckt, die Finger gespreizt, die sich auch immer wieder bewegten.

Für mich ergab es keinen Sinn, den Standplatz zu wechseln. Sie würde immer schneller sein als ich, der Gefesselte. Durch die Tür konnte ich auch nicht entwischen. Sie war von außen abgeschlossen worden.

Es gab wohl keinen anderen Weg. In dieser Baracke eines Hinterhofs würde sich mein Schicksal entscheiden. Eiskalt, durch einen Vampirbiss.

Natürlich suchte ich nach Möglichkeiten. Ich konnte mich wehren, denn ich besaß meine Füße.

Damit würde ich sie mir vom Leib halten können, aber Vampire sind keine Menschen. Sie werden nicht kraftlos. Sie kämpfen bis zur Vernichtung, stehen immer wieder auf und greifen an. Das wusste ich aus Erfahrung.

Sie blieb stehen, legte den Kopf schief, grinste dabei hinterhältig und fragte: »Warum zeigst du mir nicht deine Hände, John? Ist was mit ihnen?«

»Das weißt du genau.«

Nadine lachte. »Gefesselt, wie?«

»Ja.«

»Da hätte man mir keinen größeren Gefallen tun können.« Sie amüsierte sich wieder. »Wolltest du nicht schon öfter mit mir zusammen sein, John? War das nicht dein Wunsch? Den kann ich dir bald erfüllen. Wenn ich dich gebissen habe, werde ich dich aufnehmen in die große Familie der Untoten.«

»Darauf verzichte ich gern.«

»Dracula II und ich nicht.« Sie schaute sich noch einmal um, als wollte sie sich davon überzeugen, dass wir auch tatsächlich unter uns waren.

Dann nickte sie mir zu und ging weiter.

Ich konzentrierte mich auf die Augen. Sie waren kaum zu erkennen, vielleicht zwei blinkende Stellen innerhalb des düsteren, maskenhaften Gesichts.

In den folgenden Sekunden musste ich mir etwas einfallen lassen. Für Nadine gab es kein Zurück.

Zu lange schon hatte sie auf diese Chance hingearbeitet und war auch von Mallmann dementsprechend geimpft geworden. Noch hielt ich sie von mir mit einer gezielt gestellten Frage.

»Wirst du mich zu Mallmann schaffen?«

»Bestimmt.«

»Wo ist er? Wo hält er sich versteckt?«

Nadine zögerte, den letzten Schritt zu gehen, und blieb stehen. »Er ist möglicherweise in der Nähe. Es kann auch sein, dass er sich entfernt hat. Wer weiß das schon.«

Von meiner Stirn lösten sich Schweißperlen und konnten nicht einmal mehr von den Brauen gehalten werden. Hinter den auf den Rücken gebundenen Händen spürte ich die Kälte der Wand. Vor mir hielt sich eine ganz andere Kälte auf.

Die des Todes.

Noch einen Schritt und sie war da. »Das große Vergessen wird dich umfangen«, flüsterte sie. »Das große Vergessen, das tiefe Schweigen, die ewige Dunkelheit, aus der jedoch das Leben entsteht, das ich so liebe.« Sie streckte ihre rechte Hand aus und berührte meine Wange. Wie kleine Eiszapfen strichen ihre Fingerspitzen über meine Haut. Es war tatsächlich die Kälte des Todes, die in ihr schlummerte.

»Und dein Blut ist so warm«, flüsterte sie. »So herrlich warm, hell und sprudelnd. Es ist reines Blut, enthält keinen Keim. Ich spüre es genau. Es ist das besondere Blut…« Das letzte Wort ließ sie in einem Flüstern ausschwingen und beugte gleichzeitig den Kopf vor. Nadine drehte ihn so, dass sie an der linken Seite in meinen Hals beißen konnte.

»Jetzt werde ich dich lieben!«, hauchte sie.

Meine Antwort gab ich ihr noch in derselben Sekunde. Ich rammte das Bein hoch, und das Knie wuchtete in ihren Leib…

***

Der Mann trug eine rote Jacke und eine schwarze Hose. Er blutete im Gesicht. Die Tropfen rannen auch an seinem Kinn vorbei, benetzten das helle Hemd und hinterließen dort ein gesprenkeltes Muster.

Er lief direkt auf Suko zu, der mit dem Lift in die vierte Etage gefahren war, weil er in der zweiten keine Vampire entdeckt hatte. Er durchsuchte die Etagen mit den geraden Zahlen, Harry Stahl und Konowski die mit den ungeraden.

Der Mann war kein Vampir, er stand jedoch unter Schock und hätte Suko umgerannt, wenn dieser nicht zur Seite getreten wäre, den Arm ausgestreckt hätte, um den Kellner abfedern zu lassen.

»Was ist los?«

Der Mann fing an zu schreien. Sein Gesicht war eine Larve der Angst. Beinahe sah es so aus, als würden sich sogar seine Haare aufstellen. Es gab nur ein Mittel, um ihn zu stoppen. Suko schlug ihm zweimal gegen die Wangen und drückte ihn dann zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Flurwand stieß.

»Was ist geschehen?«

Zusammen mit Speichel würgte der Mann die nächsten Worte hervor. »Da - da war einer. Der hat mich angefallen, zerkratzt und…«

»Wo war einer?«

»Wäschekammer.«

»Okay.« Suko ließ den Mann los. Er war nur froh, dass dieser Kellner hatte entwischen können.

Hoffentlich war es anderen Gästen und dem Personal ebenfalls so ergangen. Suko hatte ihnen geraten, die Flucht in die Zimmer anzutreten und die Treppen zu verriegeln. Das würde die Blutsauger zwar nicht abhalten können, aber es würde sie aufhalten.

Die Kleiderkammer hatte Suko schnell gefunden, denn sie war nicht geschlossen. Leicht pendelte die Tür hin und her. Als Suko sie ganz aufriss, hielt er die Dämonenpeitsche in der Hand.

Aus der schmalen Kammer fegte ihm eine Gestalt entgegen. Sie hatte sich zwischen der durchwühlten Bettwäsche versteckt gehalten und wollte Suko ins Gesicht fahren, als dieser blitzschnell zuschlug. Die drei Riemen drehten sich um das bleiche Gesicht der Gestalt, rissen die Haut ein, und mit einem Fußstoß katapultierte Suko den Blutsauger wieder zurück in die Kammer, wo er zwischen den Wäschestücken liegen blieb. Sein Stöhnen und Jammern drang wie eine schaurige Musik noch durch die geschlossene Tür in den Gang.

Mit dem Handrücken wischte Suko den Schweiß von der Stirn. Er dachte daran, dass es wieder einen Blutsauger weniger gab. Aber wie viele hielten sich noch in diesem gewaltigen Hotel mit den über zwanzig Stockwerken versteckt?

Sie konnten sich überall verteilt haben, denn Fluchtmöglichkeiten

und Verstecke gab es genügend.

Der Kellner wartete noch. »Ist er - haben Sie ihn…?«

»Ja, Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Ich möchte etwas anderes von Ihnen wissen. Haben Sie nur diesen einen Vampir gesehen? Oder sind Ihnen andere Blutgestalten begegnet?«

»Nein, ich…«

»Okay. Dann sehen Sie zu, dass Sie ein Versteck finden. Gibt es so etwas für Sie?«

»Unsere Räume sind im Keller.«

»Dorthin nicht gerade. In eines der Zimmer. Oder sind alle belegt?«

»Weiß nicht.«

»Gehen Sie und schließen Sie die Tür ab.« Suko schob den Mann zur Seite. Diesmal hatte er noch Glück gehabt. Bei einem zweiten Angriff würde es möglicherweise anders ausgehen.

Als der Mann verschwunden war, atmete Suko tief durch, dachte nach und versuchte, sich in die Lage der Blutsauger zu versetzen. Dass sie ihrem Trieb folgen mussten, war klar. Sie würden sich nicht verstecken, sondern sich dorthin wenden, wo sie die Menschen fanden.

Die Elektrik war ausgefallen. Das Notstrom-Aggregat lief. Die Lifts fuhren auch, aber die trübe Beleuchtung kam eher den Vampiren entgegen als den Menschen. Innerhalb der langen Etagenflure überwogen die Schatten.

Suko ging den Gang bis zu seinem Ende, wo die feuerfeste Tür in das Treppenhaus führte. Sie ließ sich nur schwer bewegen, als Suko sie zu sich heranzog.

Im Treppenhaus war es still. Keine Stimmen, keine Schritte, auch keine Schreie. Suko nahm den Weg über die Treppe, um zwei Etagen höher zu kommen.

Als er die Tür öffnete und in den langen Gang hineinschaute, lag dieser noch leer vor ihm.

Leer und gleichzeitig still…

Es war eine gefährliche Ruhe, durch kein Atmen unterbrochen. Trotzdem überkam Suko kein sicheres Gefühl. Hier musste sich etwas abspielen. Wie aus kleinen Eiskristallen bestehend lag der Schauer auf seinem Rücken und verlief sich erst am letzten Wirbel.

Aus einem Zimmer hörte er Musik. Madonna schrie irgendetwas ins Mikro. Der Text war nicht zu verstehen.

Dass die Tür nicht geschlossen war, gefiel dem Inspektor gar nicht. Mit einem harten Fußtritt brach er sie auf, sprang über die Schwelle und schaute auf das Bett, auf dem zwei junge Frauen hockten und der Musik lauschten.

Was ihn jedoch am meisten irritierte, war das offene und zerstörte Fenster. In ihm hing, von einer Scherbe aufgespießt, eine der

Gestalten, die Suko aus Wittenberg kannte, ein Vampir.

Was genau geschehen war, konnte er nicht nachvollziehen. Er ging hin, zog den Körper zurück, hörte noch, wie das Glas zerknackte, dann fiel der Mann vor seine Füße.

Er war erlöst.

Die kalte Luft strömte in Sukos Gesicht, als er aus dem Fenster schaute, über die Hausdächer teilweise hinwegsah und aus den Nebenstraßen die entsprechenden Geräusche hörte.. Er sah auch den zuckenden Widerschein der Flammen, die über die Dächer glitten.

Langsam drehte er sich wieder um. Die beiden jungen Frauen hockten auch jetzt auf ihren Betten und lauschten der Musik. Dabei hatten sie ihre Augen verdreht, als wären sie vom Weltlichen völlig ab. Lag es an der Musik? Hatten sie die nur so laut gestellt, um den Schrecken zu vergessen? Suko wollte es nicht glauben. Ihm kamen die beiden Frauen mehr als skeptisch vor.

Er beugte sich vor, weil er mit ihnen reden wollte. Kaum hatte er den Mund offen, da schlugen sie zu. Es ging alles blitzschnell. Ihr Fauchen mischte sich in Madonnas Geschrei. Krallen jagten Suko entgegen, die Hände waren leicht gekrümmt, die Fingernägel glichen kleinen Messern, die seine Haut aufreißen wollten.

Suko hatte Mühe, den Kopf zur Seite zu drehen. Zwei Nägel glitten noch über seinen Hals und hinterließen eine blutige Furche. Er schaute in die Gesichter, deren Lippen verzerrt waren, und sah die spitzen Vampirzähne.

Beide Frauen waren infiziert worden und beide wollten auch seinen Lebenssaft.

Suko wich zurück. Auch wenn es »nur« Frauen waren, waren sie jedoch gefährlich wie wilde Raubtiere. Suko nahm die Peitsche. Er schlug damit nicht zu, sondern hielt die Riemen sowie den Griff fest, damit sie eine waagerechte Linie bilden konnten. Gegen diese prallte die erste Frau.

Sie schrie, als sie ihre Hände um die Haut der Riemen gelegt hatte. Ein Stoß in den Magen beförderte sie zurück und plötzlich hatte sie das Fenster erreicht.

Bevor sie kippte, sah sie aus wie eine Tänzerin, die mit zuckenden Bewegungen versuchte, etwas einzustudieren. Auf einmal war sie weg. Ein Schritt zu viel, das reichte. Sie schrie nicht einmal, als sie in die Tiefe segelte, und Suko hatte auch keinen Blick mehr für sie, weil er sich um die zweite Blutsaugerin kümmern musste.

Sie wollte ihm an den Hals.

Diesmal erwischten sie die Riemen. Um die Ohren fegten ihr die drei magischen Zerstörer. Im ersten Augenblick wirkte der Kopf so, als würde er auseinander fliegen. Die Blutsaugerin landete auf dem Bett und blieb bewegungslos liegen.

Suko hatte beide erlöst. Sie würden sich nicht mehr erheben, aber sie waren einmal normale Hotelgäste gewesen und in die Fänge der Blutsauger geraten. Suko fragte sich, wie viele Menschen das gleiche Schicksal erlitten hatten.

Dieses Hotel war eine verfluchte Falle. Ein Spektrum des Wahnsinns. Voller Zorn riss er die schmale Tür zum Bad auf, um zu schauen, ob sich da jemand versteckt hielt.

Es war leer.

Suko verließ den Raum mit müden Bewegungen. Er kam sich vor wie jemand, der gegen einen Kraken kämpft, ihm einige Arme abschlägt und erleben muss, wie die doppelte Anzahl nachwächst.

Wenn das Schreien gehört worden war, hatten die Menschen wenigstens gut reagiert und waren in ihren Zimmern geblieben. Wie es die beiden jungen Frauen erwischt hatte; konnte Suko im Nachhinein nicht mehr rekonstruieren.

Er war ja nicht der Einzige im Hotel, der gegen die Blutsauger kämpfte. Zu ihm gehörten noch Harry Stahl und Konowski. Sie sollten die Etagen mit den ungeraden Ziffern durchsuchen.

In welcher sie sich befanden, konnte Suko nur raten. Er lief über das Treppenhaus hoch in die siebte und stieß vorsichtig die Tür zum Gang auf.

Konowski lehnte an der Wand. Er drehte den Kopf nach links, als er Suko über die Schwelle treten sah. Sein Gesicht zeigte den Ausdruck der Anstrengung und auch der Furcht. In der rechten Hand hielt er seinen Eichenpflock mit der Silberspitze.

»Und?«, fragte Suko.

»Es war furchtbar.«

Der Inspektor nickte. »Kann ich begreifen. Eine andere Frage. Wo finde ich Harry Stahl?«

»Ich weiß es nicht genau. Er ist in eines der Zimmer gegangen und noch nicht zurückgekommen.«

»Was?«

»Lass uns nachschauen.« Konowskis Stimme klang müde. Kopfschüttelnd ging er voran, öffnete die Tür, und beide hörten gleichzeitig das Weinen eines Kindes.

Sie konnten Entwarnung geben, denn Harry Stahl saß auf dem Bett. Neben ihm eine Mutter mit ihren beiden Kindern. Sie waren Asiaten, stammten aus Vietnam oder Japan.

»Ist was passiert?«

Harry schüttelte den Kopf. »Nein, es ist nichts vorgefallen. Ich habe den Blutsauger vertreiben können.«

»Nicht erledigt?«

»Leider nein. Er war plötzlich weg. Es kam mir vor, als hätte er Angst bekommen.«

»Hält er sich noch hier in der Etage auf?«

»Ich weiß es auch nicht, Suko. Wichtig waren für mich die Kinder und die Frau.«

Konowski meldete sich. »Nein, er hält sich nicht mehr im Flur auf. Ich habe ihn gepfählt und in die Kleiderkammer geschoben. Da liegt er jetzt zwischen der Wäsche.«

»Das ist gut.«

»Was war bei dir?«, wollte Harry wissen.

Suko hob die Schultern. »Es waren auch Gäste zu Blutsaugern geworden«, berichtete er. »Leider habe ich mich mit ihnen beschäftigen müssen. Sie existieren nicht mehr.«

»Gut, das ist gut.«

»Willst du mitkommen oder bei den Kindern bleiben?«

»Keine Sorge, ich komme schon. Sie hatten nur die Tür nicht abgeschlossen.«

»Sie wissen ja jetzt Bescheid.« Suko wandte sich zum Gehen.

Auf dem Flur traf er mit Konowski zusammen, der sich einen dünnen Zigarillo zwischen die Lippen schob. Er starrte dabei ins Leere, hing seinen Gedanken nach und fragte mit leiser Stimme, ohne den Zigarillo aus dem Mund zu nehmen: »Was meinen Sie denn? Mit wie vielen dieser verfluchten Bestien müssen wir noch rechnen?«

»Keine Ahnung.«

»Die vermehren sich, nicht?« Konowski hustete trocken. »Klingt pervers, aber stimmt.«

»Das müssen wir eben verhindern.«

»Und wie?«

Suko hob die Schultern, obwohl seine Antwort nicht so unwissend klang. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich auf alle Stockwerke verteilt haben. Sie werden sich einen bestimmten Bereich ausgesucht haben. Es ist möglich, dass wir diesen Bereich bereits durchsucht haben.«

»Dann rechnen Sie damit, dass uns keine Blutsauger mehr entgegenlaufen?«, fragte Konowski erstaunt.

»Das habe ich damit nicht gesagt. Aber lassen wir das.« Suko öffnete die Zimmertür, um nach Harry Stahl zu schauen, der sich bereits auf dem Weg nach draußen befand.

Noch einmal schärfte er der Frau ein, die Tür abzuschließen. »Meine Güte, die kann das nicht begreifen. Sie war völlig mit den Nerven am Ende, richtiggehend fertig.« Er hob die Schultern. »Es ist auch schwer, selbst für mich.«

»Da sagen Sie was«, murmelte Konowski und schnippte den Rest des Zigarillos in den Standascher.

Der Kommissar wandte sich an Suko, »Einige haben wir erwischen können.«

»Hast du auch geschossen?«
»Sicher.«
»Gut. Ich schlage vor, wir gehen noch zwei, drei Etagen höher. Wenn wir dort nichts mehr finden, gehen wir wieder nach unten.«
»Was heißt das?«
»Wir werden uns die Lobby und die anderen Räume dort vornehmen. Das Personal hat sich ebenfalls verschanzt. Ich hoffe, dass dies so bleiben wird.«
Konowski und Harry waren einverstanden. Sie nahmen wieder die Treppe, und Harry wandte sich an Suko. »Willst du nicht auch los und John Sinclair suchen?«
»Da hast du was gesagt. An ihn denke ich die ganze Zeit über. Und natürlich an Nadine Berger.«
»Glaubst du denn, dass sie John in eine Falle gelockt hat?«
Suko nickte. »Zuzutrauen wäre es ihr. Obwohl die Vampire hier im Hotel geblieben sind, gehe ich davon aus, dass Nadine nicht allein ist. Die hat eine verdammt mächtige Rückendeckung, eben Dracula II alias Will Mallmann.«
»Von ihm habe ich nur gehört, ihn aber nicht gesehen.«
»Sei froh.«
Auch Konowski hatte zugehört. Fragen stellte er keine. Er bedachte die Männer nur mit skeptischen Blicken.
In der übernächsten Etage standen auf dem Flur drei Männer zusammen. Sie rauchten und hielten Bierflaschen in den Händen, die sie aus der Minibar geholt hatten.
Fragend schauten sie den Ankömmlingen entgegen. Die Männer sahen aus wie Geschäftsleute.
Natürlich hatten auch sie von den Vampiren gehört, und Harry Stahl stellte die entsprechenden Fragen.
»Nein, wir haben keinen Bleichen gesehen«, sagte einer und grinste breit. »Wenn der kommt, schlagen wir ihm eine leere Bierflasche über den Kopf. Das wird ihn schon abhalten.«
»Irrtum, Sie tun nichts. Gehen Sie in Ihre Zimmer und verschließen Sie die Türen.«
»Warum?«
»Gehen Sie schon!«, fuhr Harry die Leute an.
Erst wollten sie sich sträuben, dann verschwanden sie gemeinsam in einem Raum. Wahrscheinlich schluckten sie dort weiter.
Der Kommissar strich durch sein Haar. »Leider haben wir es oft genug mit Ignoranz zu tun. Aber dagegen kämpfen selbst die Götter vergebens an. Das wird auch immer so bleiben.«
Suko stand bereits an der Fahrstuhltür. »Ich werde wieder nach unten fahren.«
Die anderen beiden drängten sich ebenfalls in die Kabine.

Schweigend sackten sie dem Erdgeschoss entgegen. In der Halle war es still. Sie kam ihnen vor wie ein großer Friedhof ohne Gräber. Suko lief bis zum Eingang und schaute hinaus.

Auf der Straße spiegelten sich die Farben des Reklamelichts. Es herrschte eine relative Ruhe. Polizeiwagen, viele von ihnen gepanzert, rollten vorbei.

Niemand ahnte, dass hier in Berlin die Hölle an zwei Stellen gleichzeitig lauerte.

Harry Stahl stellte sich neben Suko. Konowski sprach mit dem Hoteldirektor, dessen Gesichtsfarbe die einer Kinoleinwand eingenommen hatte. Er nickte zu den Worten des Detektivs, ohne jedoch selbst einen Kommentar abzugeben.

»Du willst raus, nicht?«

»Natürlich, Harry.«

»Soll ich mit dir gehen?«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, das ist gut gemeint, aber bleib du mit Konowski hier im Hotel. Wenn Vampire erscheinen, wisst ihr, was ihr zu tun habt.«

Er nickte. »Klar, darin haben wir schon so etwas wie Routine.«

»Okay, ich werde dann verschwinden.«

»Wo willst du denn anfangen zu suchen?«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ich werde hier durch die Straßen gehen. Möglicherweise fällt mir etwas auf. Ein geringer Hinweis reicht ja schon aus.«

Harry meldete sich. »Eine Frage am Rande, Suko, auf die ich eine ehrliche Antwort haben möchte.«

»Bitte.«

»Glaubst du wirklich noch daran, dass John nichts passiert ist?«

»Denkst du, dass die andere Seite stärker gewesen ist?«

»So ungefähr.«

»Ich kenne John. Der lässt sich die Butter nicht so einfach vom Brot nehmen. Es kann natürlich sein, dass er in einer Klemme steckt, das will ich gern zugeben, aber dass er tot oder zu einem Untoten geworden ist, glaube ich nicht.«

»Okay, Suko.« Harry Stahl nickte. »Dann hoffe ich, dass wir uns beim Morgengrauen hier treffen werden, und zwar gesund.«

»Das hoffe ich auch. Haltet die Augen offen und lasst euch von anderen Gästen nicht einschüchtern.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Suko drehte sich noch einmal um und winkte Konowski zu, bevor er das Hotel verließ. Der Detektiv sah aus, als wollte er Suko etwas zurufen, da aber hatte der Inspektor das Hotel bereits verlassen.

Jetzt hieß sein Ziel Nadine Berger und John Sinclair.

***

Kalte Novemberluft legte sich wie ein Reifen um die einsame Gestalt des Inspektors. Obwohl er inmitten einer Millionenstadt stand, kam er sich einsam vor. Die breite Straße vor ihm wirkte an einigen Stellen wie leer gefegt. Woanders standen Polizisten zusammen und bildeten eine Art Wache.

Suko hielt sich nahe der Schaufensterscheiben. Es waren nur wenige eingeworfen worden, die Auseinandersetzungen hatten sich mehr in den Nebenstraßen abgespielt.

Darüber dachte Suko nach. Er versuchte, sich in Johns Lage zu versetzen und gleichzeitig so zu handeln wie Nadine Berger. Sie war eine Blutsaugerin, und Vampire sorgten immer dafür, dass sie möglichst in der Dunkelheit blieben.

Die Nebenstraßen waren leer.

An einer Ecke blieb der Inspektor stehen. Aus der Ferne hörte er das Jaulen von Sirenen. In Sichtweite sah Suko den aus Pflastersteinen aufgetürmten Hügel.

Die entsprechenden Krater zierten die Fahrbahndecke. Straßenlaternen standen hier auch noch, doch die leuchteten nicht mehr, denn sie alle waren zerstört worden.

Sehr langsam ging er weiter.

In den Häusern lebten Menschen. Teilweise hatten die unteren Wohnungen keine Fensterscheiben mehr. Suko hatte nichts gegen Protestler. Schlimm wurde es nur, wenn diese Menschen Unschuldige mit hineinzogen und sie so überzeugen wollten, doch für ihre Sache zu sein.

Dass die Straße nicht ohne Kontrolle gelassen wurde, merkte Suko sehr schnell.

Eine Polizeistreife, diesmal zu Fuß unterwegs, hielt ihn an. Die Beamten waren sogar ziemlich freundlich, trotz des Stresses, der hinter ihnen lag.

Sie verlangten den Ausweis und wunderten sich, einen englischen Kollegen vor sich zu haben.

»Was tun Sie hier?«

»Ich suche jemanden.«

»Unter den Chaoten?«, fragte der Beamte und hatte seinen Mundschutz entfernt. »Sind vielleicht auch von der Insel Hooligans in Berlin eingefallen?«

»Nein, mit den Chaoten hier hat das nichts zu tun. Es geht mir um einen Mann und eine Frau. Der Mann ist ein Kollege von mir. Haben Sie ihn zufällig gesehen?« Bevor der Polizist nachfragen konnte, fügte Suko eine Beschreibung hinzu.

Die Beamten hörten zu, ihre Antwort war das Heben der Achseln. »Nein, wir haben Ihren Kollegen nicht gesehen. Er wäre uns auch aufgefallen, denn so gekleidet wie die Chaoten ist er bestimmt nicht.«

»Da haben Sie Recht.«
Sie warnten Suko noch. »Auch wenn es hier momentan ruhig aussieht, sollten Sie es als eine Ruhe vor dem Sturm betrachten. Das kann sich blitzschnell ändern. In diesen alten Häusern und auch in den hinter ihnen liegenden Höfen gibt es zahlreiche Verstecke, die den Chaoten sehr gut bekannt sind.«
»Danke für den Tipp.«
»Okay, dann wünschen wir Ihnen, dass Sie Ihren Kollegen bald finden.«
»Ach ja, da ist noch etwas. Ich suche noch eine Frau. Rötliches Haar, sie trug eine rote Hose und…«
»Nein, die haben wir ebenfalls nicht gesehen.«
»Okay, danke.«
Suko ließ die Polizisten stehen und fragte sich, ob er richtig gehandelt hatte. Wahrscheinlich gab es keine andere Möglichkeit für ihn, als einfach loszugehen.
Er gab sich zwar locker, ließ allerdings die Hausfronten auf beiden Seiten nicht aus dem Blick. Die Warnung hatte er verstanden, und wie er die Häuser einschätzte, eigneten sie sich tatsächlich als Verstecke. Von den Hinterhöfen in Berlin hatte er ebenfalls schon gehört. Das waren Viertel für sich. Da lebten Menschen zusammen, die sich als eine große Familie ansahen.
Zu ihnen konnte man auch durch schmale Einfahrten gelangen, die sich öffneten wie Tunnels.
Suko wartete noch, als er aus einer Einfahrt Schritte und Stimmen hörte.
Dem Klang nach zu urteilen waren es mehrere Personen, die von der Hinterseite auf die Straße wollten.
Einer Idee folgend, drückte sich Suko in das Dunkel einer Türnische. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden. Die Gruppe unterhielt sich. In der Einfahrt verstärkte sich der Klang der Stimmen und sie drangen aus ihr hervor wie aus einem Trichter. Suko hörte sie über gewisse Aktionen reden, die sie noch vorhatten.
Sie wurden stiller, als sie die Einfahrt verließen und auf dem Gehweg stehen blieben.
Suko drückte sich gegen die Nischenwand aus alten Ziegelsteinen. Er wollte nicht entdeckt werden.
Irgendwie hatte er den Eindruck, etwas Wichtiges zu hören.
Die Personen gehörten zu den Chaoten. Sie sprachen über die Macht der Bullen, die endlich gebrochen werden musste, und berieten einen neuen Einsatz.
»Ja, mit Geiseln«, sagte jemand.
»Hör auf, die zwei reichen!«
Suko hörte nicht mehr zu, was sie noch besprachen, der letzte Satz

hatte ihn aufmerksam werden lassen. Da war von zwei Geiseln die Rede gewesen.

Bei einer Geisel konnte er sich vorstellen, dass es sich um seinen Freund John Sinclair handelte.

Wer allerdings die zweite Geisel war, das wusste er nicht.

Suko wünschte, dass die Typen verschwanden und er freien Weg hatte.

Leider musste er sich gedulden. Sie entwarfen flüsternd einen Schlachtplan, der sich allerdings nicht auf diese Gegend bezog, sondern auf Straßen, die woanders lagen.

Die Zeit wollte kaum vergehen. Sekunden dehnten sich, schließlich waren die Typen so weit, dass sie abzogen.

Suko beugte sich vor. Er schielte um die Ecke und schaute auf die Rücken der davonziehenden Randalierer.

Niemand drehte sich um. Suko verließ die Gasse und atmete zunächst tief durch. Nur drei Schritte weiter lag der Beginn der Einfahrt, in den Suko eintauchte.

Eng war es. Menschen mit Platzangst würden einen derartigen Durchgang gar nicht erst betreten. Es roch auch widerlich, und sehr bald stand Suko in diesem großen Hinterhofgebiet, das sich wie ein großes Viereck in einer Schachtel ausbreitete.

Das Pflaster war nur teilweise vorhanden. Über einen Kanaldeckel schritt Suko auf die Toilettenhäuschen zu. Eine Tür wurde von innen geöffnet und ein älterer Mann verließ das Häuschen. Er schloss ab. In einer Hand hielt er eine Rolle mit Toilettenpapier. Als er sich umdrehte, erschrak er fast zu Tode, weil Suko direkt vor ihm stand.

»Ha…«

»Bitte, seien Sie ruhig. Ich tue Ihnen nichts.«

Der Mann schluckte und presste die Rolle Klopapier dicht gegen seine Brust. »Was - was wollen Sie denn hier? Sie sind kein Deutscher. Sie haben ja…«

»Ich bin Engländer.«

»Ach so.«

»Und ich suche einen Mann.« Wieder beschrieb der Inspektor seinen Freund und erhielt als Antwort nur ein Schulterzucken. Damit wollte er sich nicht zufrieden geben. Er erkundigte sich nach den Chaoten, die er gesehen hatte.

»Ja, die - die kenne ich.«

»Wie gut?«

»Weiß ich auch nicht. Jedenfalls sind die für mich fremd. Ich kenne keine Namen.«

»Aber sie haben hier so etwas wie ein Zuhause?«

Der ältere Mann schaute sich um. Wahrscheinlich befürchtete er, dass jemand auf ihn warten könnte. Suko erklärte ihm, dass die Chaoten

verschwunden waren.

»Man weiß ja nie. Hier haben die alten Wände Ohren. Aber kommen Sie mit.« Der Mann ging zur Seite und blieb dort stehen, wo er ein relativ freies Sichtfeld hatte. Er zeigte auf einen niedrigen, barackenähnlichen Anbau, der in den Hof hineinstach.

»Was ist damit?«, fragte Suko.

»Dort haben sie sich immer aufgehalten. Da trafen sie sich.«

»Wohnt da keiner mehr?«

»Nein, die Buden sind seit einigen Monaten leer. Da haben sie Wände eingehauen und Scheiben zerschlagen. Ich kann aber nicht sagen, wer es getan hat.«

»Nicht die Randalierer?«

»Nein, die nicht. Die wollen doch Wohnraum erhalten. Da muss der Besitzer, das Schwein, ein Rollkommando geschickt haben. Kennen Sie das nicht? Da kommen die Typen und dreschen alles zusammen, damit die Menschen ausziehen. Schweine sind das, richtige Schweine.«

»Da stimme ich Ihnen zu.«

»Es war schon gut, dass die jungen Leute hier die Bude besetzt haben. Sonst noch was?«

»Nein, ich danke Ihnen.«

»Ja, gern geschehen.« Der Mann winkte ab und schlurfte davon.

Suko wartete so lange, bis er im Haus verschwunden war. Dann erst ging er weiter.

Hinter den Scheiben der rückseitigen Fronten brannten nicht viele Lichter. Die hier wohnenden Menschen hatten wahrscheinlich die Nase voll. Sie blieben lieber in ihren Wohnungen.

Natürlich stand nicht fest, dass alle die Baracke verlassen hatten. Suko rechnete damit, dass noch die eine oder andere Person als Aufpasser zurückgeblieben war, und benahm sich dementsprechend vorsichtig, als er auf den Eingang zuschritt. Auf Zehenspitzen trat er auf, erreichte eine alte Holztür, die nicht verschlossen war, wie Suko beim Aufziehen feststellte.

Dahinter lag ein Flur.

Feucht, muffig und kalt. Er suchte nach dem typischen Vampirgeruch, eine Mischung aus Moder und Blut, aber auch dieser Hauch wehte ihm nicht entgegen.

Der schmale Flur war stockfinster. In der linken Hand hielt Suko seine Bleistiftleuchte, deren starker Strahl die Finsternis im nächsten Augenblick wie eine helle Messerklinge durchschnitt.

Das Ziel war die gegenüberliegende Wand, wo er einen Kreis hinterließ. Dazwischen stand niemand.

Suko konnte sich die Türen aussuchen, hinter denen möglicherweise die Geiseln festgehalten wurden. Und abermals dachte er an die langen Hotelflure.

Da war es ähnlich gewesen.

Nicht alle Türen waren geschlossen. Die offenen trat Suko nach innen, leuchtete kurz in die Räume hinein und fand sie menschenleer. In einem stapelten sich Matratzen auf dem Boden. In der Ecke stand ein Kocher, umgeben von Lebensmitteln aus der Dose.

Er leuchtete auch gegen zusammengerollte Decken, ging sogar hin, um nachzuschauen, ob sich jemand darunter verbarg.

Nichts.

Er drehte sich wieder um, weil er ein fremdes Geräusch gehört hatte. Schritte?

Ja, es waren Schritte gewesen, und im Zimmer, dicht vor der Tür, standen die beiden dunkel gekleideten Gestalten und machten auf Suko nicht gerade einen freundlichen Eindruck.

Einer von ihnen hielt sogar eine Waffe in der Hand. Suko hatte bei seiner Drehung zufällig gegen die Waffe geleuchtet und selbst in dieser kurzen Zeitspanne feststellen können, dass es eine Beretta war, die der Knabe hielt.

Für ihn gab es keinen Zweifel, dass es sich um die Waffe seines Freundes John Sinclair handelte.

Er tat aber nichts. Bisher hatte er nur reagiert. Jetzt war es an der Zeit, dass die anderen etwas unternahmen.

»Wen haben wir denn da?«, fragte der Größere, der die Beretta festhielt.

»Ein Typ aus Asien.«

»Schnüffler, was?«

»Vielleicht ein verkleideter Bulle.«

Der Berettaträger nickte. »Ja, das ist alles möglich. Allmählich werden es mir zu viele Bullen.«

»Ich bin allein«, erklärte Suko.

»Das glauben wir dir sogar. Bist du ein Bulle?«

»Sollte ich denn einer sein?«

Der Waffenträger lachte dreckig. Er fühlte sich ungemein stark. »Wenn ja, werden wir dich nicht nur in unsere Gebete einschließen, auch in unsere Arme.«

»Auf beides kann ich verzichten.«

»Der hat ja noch eine große Schnauze«, sagte der Zweite. »Ich glaube, wir sollten sie ihm stopfen.«

Während seiner Worte hatte er unter die Jacke gegriffen und holte eine Eisenstange hervor, die er in seine linke Handfläche klatschen ließ.

»Für Bullen ist Berlin kein gutes Pflaster mehr.« Der Kerl mit der Beretta kam von vorn, der mit der Eisenstange näherte sich von der anderen Seite, weil er in Sukos Rücken gelangen wollte, was dem Inspektor überhaupt nicht gefiel.

Momentan tat er nichts, wartete ab und schaute in das Gesicht des Pistolenträgers.

»Was ist das für eine Waffe?«

»Eine Beretta.«

»Gehört sie euch?«

»Jetzt ja.«

Suko deutete ein Nicken an. »Wo befindet sich der Mann, dem ihr sie abgenommen habt?«

»Keine Ahnung.« Der Kerl grinste viel zu breit. Es war klar, dass er log. Und Suko wusste, dass er nicht mehr viel Zeit verstreichen lassen durfte. Zudem meldete sich der zweite Mann hinter ihm.

»Weißt du, Bulle, es ist immer wieder schön, wenn ich höre, dass Typen wie du auch singen können. Besonders dann, wenn ich den richtigen Taktstock einsetze.« Zur Unterstreichung seiner Worte schlug er auf Sukos Schulter.

Nicht sehr hart, trotzdem spürbar.

Der Kerl vor Suko grinste noch immer. »Ja, so geht das. Am besten ist, du sagst uns sie Wahrheit. Dann wird dich die kleine Eisenstange nicht mehr küssen.«

»Nimm die Waffe weg. Sie gehört dir nicht.«

»Wieso - ich?« Der Typ ließ sich ablenken, schaute auf die Beretta, die er schräg hielt, sodass die Mündung an Suko vorbeiwies. Das nutzte der Inspektor aus.

Er war so schnell, dass er damit beide überraschte. Ein kurz angesetzter Schlag traf das Handgelenk des Pistolenträgers. Der Mann schrie, er ließ die Waffe fallen und wurde im nächsten Moment von Sukos Kopfstoß getroffen, der ihn bis gegen die Wand katapultierte, gegen die er rücklings krachte.

Durch den Kopfstoß war Suko weggekommen, sodass ihn der Hieb mit der Eisenstange nicht erwischte. Er hörte zwar noch das pfeifende Geräusch, als die Stange durch die Luft fegte, doch das interessierte ihn nicht.

Ihm kam es auf den Schläger an und der erlebte in den folgenden Sekunden sein blaues Wunder.

Die Eisenstange hatte er schon zum Schlag erhoben, er hätte Suko auch damit erwischen können, war allerdings von der Aktion des Inspektors dermaßen überrascht, dass er wie erstarrt stehen blieb.

Ein Hieb mit der Handkante prellte ihm die Stange aus der Faust. Sie wirbelte durch die Luft und prallte dann mit einem hellen Klirren zu Boden.

Der nächste Treffer schickte ihn auf die Bretter. Er fiel wie ein Boxer im Ring. Suko fing ihn noch ab, rollte ihn in eine Ecke und kreiselte herum.

Schläger Nummer zwei hatte sich wieder erholt. Er war hart im

Nehmen und wollte es Suko beweisen.
Mit den Füßen voran sprang er auf Suko zu. Trotzdem war der Inspektor schneller. Er wich aus, der Mann konnte sich nicht mehr fangen und prallte zu Boden.
Er stöhnte, weil er mit seinem rechten Knie aufgeschlagen war. Wie eine Katze ihr Junges packte Suko den Mann am Nacken, hielt dabei auch den Kragen fest, hob nebenbei Johns Beretta auf und zerrte den Burschen hoch.
Wieder landete der Kerl an der Wand, diesmal allerdings von Suko festgehalten.
Das noch junge Gesicht war verzerrt. Auf den Lippen stand der Speichel als Bläschen. Schlechter Atem fuhr Suko ins Gesicht. Der Inspektor ließ sich davon nicht irritieren. »So, mein Freund, jetzt will ich von dir die Wahrheit wissen.«
»Welche denn?«
»Was ist mit meinem Kollegen? Zu beschreiben brauche ich ihn dir wohl nicht.«
»Nein.«
»Gut. Rede!«
»Wir haben ihn eingesperrt. Hinten, die letzte Tür.«
»Schön. Wo ist der Schlüssel?«
»Den hat Erich.«
»Ist noch jemand bei ihm?«
»Er ist gefesselt. Die Frau aber nicht. Die haben wir auch gefangen. Sie sah aus wie ein Spitzel.«
Fast hätte Suko gelacht, dass der Typ ausgerechnet Nadine Berger, eine Vampirin, für einen Spitzel gehalten hatte. Sicherheitshalber ließ er sich Nadine noch einmal beschreiben, was der Knabe mit keuchenden Sätzen tat.
Sie war da und sie war zusammen mit John eingesperrt. Die Zeit drängte jetzt, doch Suko wollte sich noch einmal vergewissern. »Du hast davon gesprochen, dass mein Kollege gefesselt wurde?«
»Richtig.«
»Wie? Mit Handschellen, mit Draht oder…«
»Leder, Leder!«, keuchte der Mann. »Wir haben ihn mit Lederriemen gefesselt.«
»Auch nicht gerade die feine Art.« Suko wusste genug. Bevor der Knabe sich versah, prallte etwas gegen seinen Kopf, das für ihn wie ein Hammerschlag wirken musste.
Der Mann sackte zusammen und Suko drehte sich blitzschnell um. Der andere sollte den oder die Schlüssel bei sich tragen.
Suko fand den Bund. An einem Metallring hingen mehrere Schlüssel. Hoffentlich passte nicht erst der Letzte.
Zeit durfte er keine mehr verlieren. Ein gefesselter John Sinclair und

eine Blutsaugerin, die sich normal bewegen konnte, da standen die Chancen einfach zu schlecht für den Mann…

***

Nadine Berger taumelte zurück. Den ersten Angriff hatte ich also überstanden.

Kein Grund zur Freude, denn ich wusste, dass Nadine Berger nicht aufgeben würde. Die Gier nach Blut, besonders nach meinem, war einfach zu groß. Zunächst hatte ich für einige Sekunden Ruhe, denn mit dieser Attacke hatte Nadine nicht gerechnet.

Ich sah sie kaum, denn sie war in der Dunkelheit verschwunden. Dafür hörte ich ihr Knurren.

Ich bekam schon eine Gänsehaut, als mir das Geräusch entgegenwehte. So hatte sie sich nicht einmal als Wölfin damals verhalten oder nur im Augenblick der höchsten Gefahr.

Natürlich war es ein Nachteil für mich, dass meine Hände auf dem Rücken gebunden waren. Zur Abwehr konnte ich nur die Füße gebrauchen und zum Laufen.

Zum ersten Mal seit meiner Gefangennahme wechselte ich den Standort. Ich hielt mich dabei dicht an der Wand und lief in die Richtung, wo die Kerze stand.

Noch immer schickte sie ihre einsame Flamme in die Dunkelheit und malte verschwommen den Kreis an die Decke. Ich hätte mehr Zeit haben müssen, dann hätte ich versucht, die Lederriemen mit Hilfe der Flamme durchzubrennen, auch wenn dabei hier und da ein Stück Haut angesengt wurde.

Nadine ließ mir die Zeit nicht.

Leicht geduckt, den Kopf vorgeschoben, schlich sie heran. Ihr Gesicht geriet in den hellen Kreis der Flamme und es sah aus wie eine schwebende Maske.

»Ich kriege dich noch, Sinclair! Ja, ich werde dich kriegen. Das verspreche ich!«

Ich hielt mich zurück, beobachtete sie genau, erwartete ihren nächsten Angriff.

»Wir sind allein, John, ganz allein. Wir können die Nacht über durchkämpfen. Irgendwann werden deine Kräfte erlahmen, dann aber bin ich noch immer frisch. Verstehst du das?«

»Klar, Nadine, alles klar. Aber denke auch jetzt noch daran, dass ich gekommen bin, um dich zu retten. Ich will dich von deinem verfluchten Dasein erlösen, aber nicht durch einen Schuss aus der Beretta. Ich habe eine andere Methode. Du sollst wieder zu einem normalen Menschen werden, Nadine. Ich trage das flüssige Leben bei mir.«

Sie lachte mich scharf an und aus. Sie glaubte mir natürlich kein

Wort. Es war auch schwer. Ich in ihrer Lage hätte wahrscheinlich auch nicht anders reagiert. Nadine war unbelehrbar. Sie wollte mein Blut und sie würde es auch irgendwann schaffen.

Ich ging nach rechts, sie dabei nicht aus den Augen lassend. Nadine folgte mir, die Lippen zurückgezogen, damit sie vor allen Dingen ihre beiden spitzen Zähne präsentieren konnte.

Noch immer befand sich die Kerze zwischen uns. Durch den Luftzug bewegte sich die Flamme tanzend von einer auf die andere Seite. Das Spiel der Schatten schuf immer neue Figuren, die lautlos über den relativ glatten Boden huschten.

Die Kerze war ihr plötzlich ein Dorn im Auge. Blitzschnell trat Nadine Berger zu.

Innerhalb einer Sekunde war die Flamme erloschen und die Kerze fast zu Brei gedrückt.

Dunkelheit hüllte uns ein…

Ich kam mir vor, als hätte man über meinen Kopf einen Sack gestülpt. Von nun an konnte ich mich nur auf mein Gefühl und meine Ahnungen verlassen.

Ich als Gefesselter im Kampf gegen einen blutsaugenden Vampir, und das im Stockfinstern. Damit hätte ich vor zwei Stunden noch nicht gerechnet.

Wo steckte sie?

Ich verließ mich auf mein Gehör. Obwohl Nadine versuchte, lautlos zu gehen, schaffte sie es nicht.

Immer wenn sie den Fuß aufsetzte, vernahm ich das Schleifen, als die Schuhsohlen über den Boden glitten. Sogar ihr Kichern schwang mir entgegen.

»Ich kriege dich, verdammt! Ich kriege dich!« Sie flüsterte die Worte scharf.

Von mir erhielt sie keine Antwort. Ich wollte nicht unbedingt meinen Standort verraten.

Immer wenn sie ging, bewegte ich mich auch. So blieb es denn bei einem Geräusch.

Mir kam es vor, als wollte sie einen Bogen schlagen. Es wäre für sie auch nicht schlecht gewesen, in meinen Rücken zu gelangen, nur musste ich das verhindern.

Die Dunkelheit empfand ich als widerlich. Sie kam mir vor wie pechschwarzer Ruß, der sich innerhalb der Wände verdichtet hatte und mich bei jedem Schritt aufhalten wollte.

Dann prallte ich gegen die Wand. Ich war zu weit zurückgegangen, mit der Schulter schleifte ich darüber hinweg, wollte abtauchen, aber Nadine befand sich schon zu nahe bei mir.

Ob sie im Dunkeln sehen konnte, wusste ich nicht. Jedenfalls griff sie mich an.

Es war mein Glück, dass ich gebückt stand. So fiel sie mir auf den Rücken, fauchte dabei wie eine Wildkatze und klammerte sich auch katzenhaft an mir fest.

Ich ging von der Wand weg und drehte mich auf der Stelle, noch immer gebückt und die Vampirin auf dem Rücken.

Ich bewegte mich heftig, um sie abzuschütteln. Es gelang mir bei einem erneuten Versuch. Da kippte sie über meinen Kopf hinweg und klatschte zu Boden.

Ich hörte sie wütend schreien. Das passte ihr überhaupt nicht in den Kram.

Sofort nutzte ich meine Chance. Zu versuchen sie bewusstlos zu schlagen hatte keinen Sinn. Vampire waren keine Menschen. Ich konnte sie mir nur vom Leib halten, bis ich irgendwie eine Chance fand, die Tür aufzubrechen.

Ich hatte mir natürlich die Richtung eingeprägt, wo ich die Tür finden konnte. Bevor sich Nadine wieder aufgerappelt hatte und zu einem erneuten Angriff starten konnte, war ich an ihr vorbei. Ich durfte in der Dunkelheit nicht zu schnell rennen, stoppte zwar rechtzeitig genug, rutschte aber trotzdem voran und prallte mit der Schulter gegen die Tür.

Allein der dabei entstandene Laut machte mir klar, dass ich es nicht schaffen würde, die Tür einzurammen. Sie war einfach zu stabil gebaut, und ich musste wieder zurück.

Nadine kam wieder.

Ich ahnte sie nur, sehen konnte ich nach wie vor nichts.

Ich spielte auch mit dem Gedanken, mein Kreuz durch das Sprechen der Formel zu aktivieren. Vielleicht hätte es reagiert, vielleicht auch nicht. Jedenfalls würde ich eine gewaltige Menge an Magie in Bewegung setzen, die auch zerstören konnte.

Aber ich hatte vor, Nadine zu retten, und deshalb ließ ich es zunächst bleiben.

Sie sprang.

Ich hörte sie noch schreien, dann prallte sie gegen mich. Ich hatte einen Moment vorher den Kopf eingezogen und rammte ihn mit einem harten Stoß nach vorn.

Nadine bekam den Aufprall voll mit, fluchte wütend und wankte zurück ins Dunkel.

Ich verließ meinen Platz und blieb sehr nahe an der Wand stehen. Mein Atem ging heftig, auch das Herz schlug schneller, und trotz dieser Ablenkung hörte ich ein mir sehr bekanntes Geräusch. Von außen wurde ein Schlüssel in das Schloss geschoben.

Welcher Wahnsinnige oder Lebensmüde versuchte ausgerechnet jetzt, hier einzudringen?

Jemand schob die Tür nach innen. Da ich nicht weit entfernt stand,

konnte ich es genau sehen.

»Nein!«, schrie ich. »Bleib draußen. Verdammt, bleib draußen!«

»Von wegen, Alter!«

Ich glaubte, mich verhört zu haben. Kein Geringerer als Suko hatte gesprochen!

Er tauchte wie ein Phantom auf. Nadine musste ihn ebenfalls gehört haben, sie reagierte allerdings nicht. Dafür schaltete Suko für einen Moment seine Bleistiftleuchte an. Der Strahl bewegte sich wie ein Blitz durch die Dunkelheit. Er glitt auch über Nadines Gestalt und erfasste für einen winzigen Moment das Gesicht.

War es angstverzerrt? Lag ein Wissen auf den Zügen und in den Augen der Blutsaugerin?

Ich wusste es nicht. Wichtig war nur, dass sich Suko frei bewegen konnte, nur durfte er um Himmels willen Nadine Berger nicht töten.

»Suko, sie haben mich erwischt. Ich bin gefesselt. Denk daran, sie darf nicht sterben.«

»Klar doch, John, lass mich den Rest machen. Diesmal hole ich mir die Rosinen…«

Ich gönnte es Suko. Und ich war davon überzeugt, dass er es auch schaffen würde.

Die Vampirin war zurückgewichen. Sie hockte vor der Wand, die der Tür gegenüberlag. Suko leuchtete sie an. Nadine sah aus wie ein zusammengedrücktes Wesen, den Mund verzerrt, die beiden Zähne zeigend.

In dieser Haltung sah sie nicht so aus, als hätte sie vor, aufzugeben. Da sie mein Blut nicht bekommen hatte, war Suko an der Reihe…

***

Schon oft hatte Suko gegen einen Vampir gekämpft. Und ebenso oft hatte er den Blutsauger auch besiegen können, weil er die entsprechenden Waffen besaß.

Hier aber war alles anders. Er durfte Nadine nicht töten. Wir mussten versuchen, das flüssige Leben einzusetzen und es schaffen, dass sie am Leben blieb.

Sollte sich alles als Irrtum herausstellen, was keiner von uns hoffte, dann würden wir in den verdammt bitteren Apfel beißen müssen. Noch tat Nadine nichts. Sie hockte zusammengekauert an der Wand, als wollte sie sich verkriechen.

Suko hielt die Dämonenpeitsche fest. Demonstrativ steckte er sie in den Hosengurt, ließ die drei Riemen dabei allerdings ausgefahren, sodass sie überhingen und auch von Nadine Berger gesehen werden konnten. Sie kannte die Funktion der Peitsche und bewegte schüttelnd den Kopf, als könnte sie Sukos Tat nicht fassen.

Im scharf gebündeltem Lichtstrahl der Lampe sah ihr Gesicht noch

bleicher aus. Und die Haut hatte einen grünlichen Schein angenommen, als würde sie von innen verwesen. Dunkel waren ihre Augen, nur die Pupillen reflektierten das Licht. Sie bewegten sich nicht. Es gab überhaupt nichts an menschlichen Gefühlen bei ihr.

Ich blieb an meinem Platz stehen und ließ die beiden nicht aus den Augen. Natürlich wäre ich gern die Riemen losgeworden, doch die Zeit konnte sich Suko nicht nehmen. Wir wären beide zu sehr abgelenkt gewesen.

Als Suko die ersten beiden Schritte gegangen war, bewegte Nadine den Kopf. »Was willst du von mir?«, keuchte sie. »Willst du mich vernichten?«

»Nein.«

»Aber ich will dein Blut!« Sie fauchte den Satz, sprang mit einem geschmeidigen Satz hoch, blieb jedoch an der Wand stehen und ging keinen Schritt nach vorn.

»Hol es dir!«, erklärte Suko gelassen.

Sie öffnete den Mund noch weiter. Ihre beiden Vampirhauer erinnerten an gelbliche Dolchspitzen.

Suko leuchtete auch jetzt noch direkt in das Gesicht der Blutsaugerin. Der Strahl zitterte kaum, so ruhig war Suko und dermaßen stark behielt er seine Nerven unter Kontrolle.

Ich war gespannt, wie Nadine reagieren würde. Als Vampirin musste sie ihrem Trieb folgen und versuchen, an das Blut des Menschen heranzukommen. Gleichzeitig besaß sie so etwas wie einen Instinkt und auch das Wissen ihres anderen Lebens, denn vor ihr stand ein Mann, der eine für sie tödliche Waffe trug.

In meiner rechten Jackentasche spürte ich den Druck des Eis. Dieses einmal sehr groß gewesenen Oval, das wir in Sussex gefunden hatten. Es enthielt das flüssige Leben. Ich hatte Suko nicht geraten, es zu nehmen, er musste zunächst anders mit der Blutsaugerin fertig werden.

Er tat noch nichts. Es sah nach einer Provokation aus, wie er langsam auf Nadine zuschritt und seine Arme sogar vom Körper abgespreizt hielt, um sie zu locken.

In den folgenden Sekunden musste einfach etwas geschehen. Nadine konnte es nicht hinnehmen.

Sie duckte sich, winkelte das rechte Bein an und stemmte für einen Moment die Schuhsohle gegen die Wand. Dann stieß sie sich ab. Sie war unheimlich schnell, selbst Suko hätte Mühe gehabt, auszuweichen. Das wollte er auch nicht. Er blieb eiskalt, ließ Nadine kommen und schlug dann zu.

Nicht mit der Handkante oder der Faust, er nahm die rechte Handfläche, die wie ein gewaltiger Prankenschlag gegen das Gesicht der Blutsaugerin klatschte.

Der Treffer war furchtbar. Einen Menschen hätte er möglicherweise ins Reich der Träume geschickt. Nadine wurde von den Beinen gefegt und geriet dabei außerhalb der Reichweite des Lichtstrahls. Ich hatte sie noch verschwinden sehen, doch im nächsten Moment tauchte sie wieder auf, als Suko den Strahl drehte.

Sie überrollte sich, fluchte dabei und sprang wieder auf die Füße. Das geschah, als sich Suko bückte und die Leuchte vorsichtig zu Boden legte.

Er brauchte seine beiden Hände. Mit der Rechten hakte er, etwas von seinem Gürtel los, das für die Länge eines Lidschlags aufblitzte wie wertvolles Silber. Handschellen. Sukos Plan stand fest. Dass es nicht einfach werden würde, lag auf der Hand. Nadine würde sich wehren, sie griff an, und Suko schleuderte seine Peitsche weg, damit Nadine nicht gegen die Riemen prallte.

Er ließ sie kommen - und auflaufen.

Der helle Strahl war zu dünn, um mir zu zeigen, wie der Kampf genau ablief.

Ich hörte ihn mehr. Das wilde Fauchen, unterbrochen von hohen, schrillen Schreien der Blutsaugerin drang durch das Dunkel. Sukos Körper war kompakter und massiger, er deckte den der Vampirin ab.

Die lag plötzlich am Boden. Bevor sie sich hochstemmen konnte, hebelte sie Sukos geschickt angesetzter Tritt herum, sodass sie auf den Bauch fiel und Suko ihren Rücken präsentierte.

Das hatte er gewollt.

Plötzlich hing sie fest. Er hatte Nadines rechten Arm gepackt, ihn herumgehebelt und setzte seine ganze Routine ein, obwohl sie schrie, strampelte und keuchte.

Die Handschelle passte. Mit einem hellen Klicken schlossen sich die beiden Hälften.

Nadine gab nicht auf.

Sie schlug nach Suko, der sich duckte, die Blutsaugerin aber nicht losließ, denn er hielt den zweiten Kreis der Schelle fest. Mit einer wilden Drehbewegung schleuderte er Nadine durch den Raum, sodass sie hart gegen die Wand prallte und selbst als Wesen der Nacht, das keine Schmerzen spürte, aus dem Konzept geriet.

Die Zeit reichte dem Inspektor. Mit einem gewaltigen Satz war er bei ihr, bekam auch den linken Arm zu fassen, und der Rest war eine Sache von Sekunden.

Nadine Berger war gefesselt.

Suko schleuderte sie schwungvoll in eine entfernt liegende Ecke, wo sie tatsächlich zusammenbrach und mit auf dem Rücken gefesselten Händen hocken blieb.

Jetzt hatte sie das gleiche Schicksal zu ertragen wie ich. Nur kam Suko auf mich zu, um mich von den Lederriemen zu erlösen. Er

grinste mir dabei ins Gesicht.

»Was ist?«

»Komisch, jetzt bist du schon so alt geworden und man kann dich noch immer nicht allein lassen. Jedes Mal gerätst du in die Klemme. Ich weiß auch nicht, was aus dir noch werden soll.«

»Rede keine Opern und mach weiter.«

»Ja, ja, schon gut. Die halbe Minute kannst du noch durchhalten.« Während Suko sich bemühte, schaute er dorthin, wo sich Nadine aufhielt. Sie tat nichts, um ihr Schicksal zu ändern. Die Fesselung musste ihr einen Schock versetzt haben, denn jetzt war sie zu achtzig Prozent wehrlos. Ich rieb meine Gelenke, die anfingen zu schmerzen und brannten, als das Blut wieder in Wallung geriet und sich der Kreislauf stabilisierte.

Suko ging derweil auf Nadine zu. Sie fluchte auf ihn ein und sprach auch von besseren Zeiten.

»Und wer sollte dir helfen? Mallmann?«

»Ja.«

Ich lachte ihr entgegen. »Was immer du vorgehabt hast, Nadine, du musst zur Kenntnis nehmen, dass deine Mission hier in Berlin gescheitert ist. Ich kann mir denken, dass du vorgehabt hast, dich hier zur Herrscherin der Blutsauger aufzuschwingen, um irgendwann die Stadt unter Kontrolle zu halten. Das ist dir nicht gelungen.«

»Auch deine Artgenossen sind nicht mehr«, berichtete Suko. »Im Hotel waren wir stark genug, um sie uns vom Leib zu halten oder die Bestien zu vernichten. Es sieht schlecht für dich aus.«

Die Blutsaugerin zeigte ein breites Grinsen, sodass auch ihre Vampirhauer zu sehen waren. »Noch habe ich nicht verloren!«, versprach sie uns. »Noch nicht.«

Suko gab mir meine Beretta zurück. »Die habe ich übrigens gefunden, Alter.«

»Ach - einfach nur so?«

»Nicht ganz. Freiwillig wollte sie mir der Typ nicht geben. Mich wundert nur, dass Nadine sie nicht angefallen hat.«

»Es ging ihr um mich. Diese Kerle hätte sie sich hinterher vorgenommen. Zuerst wollte sie mich haben, alles andere interessierte sie nicht. Wahrscheinlich hätte sie anschließend zugebissen. Spielt auch keine Rolle mehr. Wir werden uns um sie kümmern.«

Nadine Berger hatte den letzten Satz sehr genau mitbekommen. Sie legte den Kopf etwas schief, um uns anschauen zu können. »Ach ja«, sagte sie, »wie wollt ihr euch um mich kümmern? Pfählen, erschießen mit einer geweihten Silberkugel…?«

»Das käme allerdings in Frage«, erklärte ich. »Aber komischerweise haben wir uns vorgenommen, dir noch einmal eine Chance zu geben. Wir beide sind davon überzeugt, dass es für dich eine Rettung gibt.«

»Ich bin gerettet!«, kreischte sie. »Ich gehöre einer anderen Welt an und nicht mehr zu euch!«

»Ich weiß, Nadine. Nur wollen wir es nicht akzeptieren. Wir werden einen Versuch unternehmen.«

»Welchen denn?«

»Nicht hier. Du kommst mit.«

»Und wenn ich nicht will?«

Ich winkte ab. »Sollen wir beide Gewalt anwenden?«

Sie schaute mich an. Suko leuchtete wieder gegen ihr Gesicht. Ich wich ihrem Blick nicht aus und dachte dabei über meine Gefühle nach. Okay, ich mochte sie, aber ich war nicht so überschwänglich wie jemand, der Seine lange gesuchte Geliebte wiedergefunden hatte. Ich sah Nadine Berger in diesen Augenblicken als ein neutrales Wesen an, dem ich erst wieder Gefühle entgegenbringen konnte, wenn sie nicht mehr das Dasein eines Schattenwesens führte.

Meine Gedanken glitten zurück zu den Conollys, bei denen Nadine ja während ihres Daseins als Wölfin gelebt hatte. Wie hätten sie wohl an meiner Stelle reagiert, vor allen Dingen Johnny, bei dem Nadine als Beschützerin aufgetreten war.

Die Conollys wussten überhaupt nichts von unserem Job. Es war auch gut so, wahrscheinlich hätten sie zu gefühlsbeladen gehandelt.

»Wir können es auch hier ausprobieren«, schlug Suko vor.

Dagegen hatte ich etwas. »Die Umgebung gefällt mir nicht. Die Baracke ist als Home für Randalierer und Chaoten gedacht. Ich weiß auch nicht, wie lange wir brauchen, und möchte mich nicht von der Meute überraschen lassen.«

»Akzeptiert.«

Nadine hatte uns zugehört, enthielt sich jedoch eines Kommentars und wollte in sich zusammenkriechen, als wir auf sie zugingen und uns nach ihr bückten.

»Hau ab, John Sinclair!« Sie wollte tatsächlich nach mir beißen. Ich musste meine Hand schnell in Sicherheit bringen, schüttelte den Kopf, lächelte dabei und fragte: »Bist du eine Katze?«

»Viel gefährlicher.«

»Das werden wir sehen.« Schnell packte ich zu und stellte sie auf die Beine.

Wären ihre Hände nicht gefesselt gewesen, sie hätte bestimmt einen Fluchtversuch unternommen.

So aber blieb sie stehen, von uns eingerahmt, und wir ließen sie auch nicht aus den Augen.

»Wohin?«

»Nach draußen, Nadine. Den Weg kennst du ja.« Ich lachte leise hinter ihrem Rücken. »Dein Plan hat nicht geklappt. Trotzdem muss ich dir ein Kompliment machen. Er war gut durchdacht. Stammte er

von dir oder hat Mallmann mitgemischt?«

»Er war meine Idee.«

»Nicht schlecht. Nur kannst du dir Berlin abschminken. Es wird keine Vampirstadt dieses Namens geben.«

»Der Keim ist gelegt, Sinclair. Da kannst du machen, was du willst. Er wird sich fortpflanzen, auch ohne meine Hilfe. Ich habe für alles gesorgt.«

»Und für den Rest sorgen wir!«, erklärte ich und drückte meine Hand in ihren Rücken.

Sie stolperte vor. Suko blieb neben ihr, ich ging hinter der Blutsaugerin her, deren Handgelenke von Stahlfesseln umringt waren. Selbst sie mit ihrer Vampirkraft würde es nicht schaffen, die Kette zwischen den Ringen zu zerreißen.

Suko leuchtete uns den Weg. Der Strahl glitt über den Boden, auf dem der Schmutz als dicke Schicht klebte, wobei es an den Wänden kaum anders aussah. Ich fragte mich, wie man als Mensch in einer derartigen Umgebung hausen konnte.

Suko öffnete eine der Türen. Er leuchtete kurz in den Raum, wo die beiden Knaben noch immer bewusstlos am Boden lagen. Suko hatte seine Treffer so angesetzt, dass dieser Zustand noch eine Weile andauern würde.

»Die haben Glück gehabt«, sagte ich, »denn sie standen ja schon auf Nadines Liste.«

»Vielleicht hole ich sie mir noch.«

»Ach ja? Glaubst du vielleicht, ich würde dich laufen lassen? Du entwischst uns nicht mehr, das verspreche ich dir.« Ich umklammerte ihren rechten Arm in Höhe des Ellbogens, was sie aber nicht wollte, denn sie bewegte beide Arme hektisch hin und her, um meinen Griff so sprengen zu können.

Ich ließ sie los.

Suko war schon vorgegangen. Vor der Tür und im Hof stehend erwartete er uns nickend. Es war zwar still, doch nicht so ruhig wie in der Baracke. Und die schlimme Nacht hatte noch immer kein Ende gefunden, denn irgendwo ging die Randale weiter. Das Jaulen der Sirenen, das schrille Schreien stieg aus den Schluchten der Häuser empor, als wollte es den Himmel sprengen.

Kalt war es. Der Wind strich eisig über unsere Gesichter. Er brachte den Geruch von Schnee mit.

Suko ging bereits auf die schmale Einfahrt zu. Ich folgte ihm zusammen mit Nadine Berger, die keinen Ton mehr sagte und sogar mit gesenktem Kopf dahertrottete.

Es sah so aus, als hätte sie aufgegeben, aber daran wollte ich nicht glauben. Solange noch der Keim des Bösen in ihr steckte, gab sie nicht auf. Sie rechnete sich immer wieder eine Chance aus, und davor

mussten wir uns in Acht nehmen.
Manchmal ist das Schicksal mit einem Menschen gnädig, dann wiederum tritt genau das Gegenteil ein.
An diese Mischung hielt sich auch das Schicksal bei uns. Positiv und negativ.
Das Letztere erlebten wir in den nächsten Sekunden, denn als wir die Hälfte der Strecke bis zur Einfahrt hinter uns gelassen hatten, schienen sich plötzlich die unteren Hauswände zu bewegen.
Nein, sie waren es nicht. Sie hatten nur als Deckung für die Gestalten gedient, die mich überwältigt hatten und nun zurückgekehrt waren.
Wir blieben stehen.
Und Nadine fing an, gellend zu lachen!

***

Obwohl sie eigentlich sicher waren, alle Vampire gefunden und vernichtet zu haben, hatten Harry Stahl und der Privatdetektiv Konowski noch einmal einen Teil der langen Flure in den verschiedenen Etagen gemeinsam durchsucht.
Sie hatten dort mit Gästen gesprochen und sich auch mit dem Personal unterhalten, aber noch keine Entwarnung gegeben. Die sollte erst nach Sonnenaufgang erfolgen.
Zweimal war ihnen der Hoteldirektor über den Weg gelaufen, der immer wieder gefordert hatte, die Polizei anzurufen.
»Nein!« Allmählich regte sich der Kommissar auf. »Wenn ich meinen Kollegen Bescheid sage, wird man mich auslachen. So glauben Sie mir das doch, zum Henker.«
»Wenn die die Toten sehen, die hier herumliegen…«
»Dazu müssten sie erst einmal hier sein.«
Der Hoteldirektor schaute Harry Stahl aus schmalen Augen an. »Langsam habe ich das Gefühl, dass Sie Ihre Kollegen gar nicht hier haben wollen.«
»Vielleicht auch das.«
»Und warum?« Der Hoteldirektor ließ nicht locker.
»Weil ich erstens zu viel erklären müsste und Sie zum zweiten nicht in Gefahr bringen möchte. Es könnte ja sein, dass sich der eine oder andere Blutsauger noch versteckt hält.«
»Da haben Sie Recht.«
»Ach«, wunderte sich der Kommissar. »Auf einmal?«
Sein Gegenüber bekam einen knallroten Kopf. »Ja - ähm - ich habe es versucht, verstehen Sie?«
»Angerufen?«
Der Mann nickte.
Konowski, der bisher zugehört hatte, drehte sich ab und presste die Hand vor sein Gesicht.

»Was hat man Ihnen gesagt?«

»Ausgelacht wurde ich. Man drohte mir ein Nachspiel an. Schließlich hätten sie gerade in Nächten wie dieser etwas anderes zu tun, als sich um Vampire zu kümmern.«

Harry Stahl nickte. »Obgleich ich das nicht unterstreichen kann, muss ich den Kollegen Recht geben.«

»Dann bleiben wir weiterhin allein?«

»Ja, Meister. Und Sie fahren jetzt mit uns nach unten und gehen wieder in Ihr Büro. Schließen Sie die Tür ab, nehmen Sie sich meinetwegen eine Flasche Schnaps und saufen Sie sich die Hucke voll. Aber lassen Sie sich nicht mehr blicken.«

Der Hoteldirektor hatte die ernst und direkt gesprochenen Worte verstanden. Er rieb seine schweißfeuchten Handflächen gegeneinander, nickte, räusperte sich und ging als Erster auf den Fahrstuhl zu. Konowski bewegte seine Hand vor dem Gesicht im Kreis. Ein Zeichen, was er von dem Hoteldirektor hielt.

Sie fuhren hinunter in die leere Halle, wo Harry Stahl noch einmal auf das Thema zu sprechen kam.

»Ich kann auch mit Ihnen gehen und die Tür selbst abschließen.«

»Nein.« Hastig wehrte der Mann ab. »Dann hätten Sie ja den Schlüssel und ich…«

»Stimmt genau.«

»Das will ich nicht.«

Harry lächelte. »Ich gehe trotzdem mit, kommen Sie.« Er legte ihm eine Hand auf die Schulter und schob ihn vor. Konowski blieb zurück. Er zündete sich einen Zigarillo an und stieß die Rauchwolken aus wie ein Schornstein den Qualm.

Das Büro des Hoteldirektors war nicht sehr groß. Ein Panzerschrank stand neben dem Rechner, der auch mit einem Drucker ausgerüstet war. »Wo steht der Schnaps?«, fragte Harry.

»Moment.« Der Hoteldirektor holte die Flasche Weinbrand aus dem Papierkorb.

»Trinken Sie sie leer, Mann, dann haben Sie es hinter sich.«

»Mal sehen.« Der Mann schaute auf die Flasche, als würde sich Gift darin befinden.

»Wir halten Wache und sehen uns bestimmt bei Sonnenaufgang wieder.« Harry Stahl grüßte von der Tür her, bevor er verschwand.

Konowski hockte in einem Sessel und hatte den Kopf zurück auf die Lehne gedrückt. Der Zigarillo klemmte in seinem rechten Mundwinkel. Ein Rauchfetzen stieg zitternd von seinem Gesicht in die Höhe. »Na, was hat unser mutiger Mensch gesagt?«

»Zufrieden war er nicht.« Harry reckte sich. Er nahm auf einer Lehne Platz.

»Und von Ihren beiden Freunden haben wir ebenfalls noch nichts

gehört.«
»Leider.«
»Glauben Sie überhaupt, dass sie es schaffen?«
Der Kommissar nickte sehr heftig. »Ich kenne John Sinclair und Suko zwar noch nicht lange, aber was ich von ihnen gehört und auch gesehen habe, lässt mich hoffen.«
»Die Zahl der Vampire ist ziemlich groß.«
»Trotzdem - die beiden packen es.«
Der Detektiv stand ruckartig auf. »Sie können mich für wen auch immer halten, Kommissar, aber ich habe das Gefühl, einen großen Drink nehmen zu müssen.«
»Tun Sie das.«
»Sie haben nichts dagegen?«, staunte Konowski.
»Nein - wie sollte ich?« Harry lächelte. »Es ist Ihre Gesundheit, sind Ihre Nerven, außerdem sind Sie ein erwachsener Mensch.«
Konowski starrte auf seine Finger. »Ja, da kann ich nicht widersprechen. Trotzdem wünschte ich mir in dieser Nacht, noch ein Kind zu sein und irgendwo in einem Kinderbett zu liegen.«
»Man kann nicht alles haben.«
»Stimmt. Bis gleich dann, Kommissar.« Er ging davon und schlug den Weg zur Bar ein. Dort konnte er sich die Getränke aussuchen.
Harry Stahl blieb in der Halle zurück. Von diesem Platz aus hatte er den besten Überblick. Es war zwar nicht seine Art, sich voll laufen zu lassen, doch er machte anderen Menschen auch keine Vorschriften, was sie zu tun hatten.
Konowski hatte schon ein etwas schlechtes Gewissen, als er in die Bar ging, denn sein »Durst« war einfach stärker. Im Raum brannte keine Kerze mehr, dementsprechend dunkel war es geworden. Er tastete sich weiter, fand eine Kerze und zündete den Docht an. Jetzt fühlte er sich wohler, als er die letzten Schritte auf die Bar zuging und sich dort so hinsetzte, sodass er nur die Hand auszustrecken brauchte, um das Regal zu erreichen, wo die Flaschen standen.
In seiner unmittelbaren Reichweite stand der Whisky ebenso wie der Cognac. Er entschied sich für Whisky und schüttete ein Longdrink-Glas zur Hälfte voll.
Dann trank er.
Es war für Konowski ein Genuss. Er schluckte zunächst nicht, sondern ließ das edle Gesöff im Mund, schmeckte nach und war zufrieden.
Die Hälfte leerte er, dann erst stellte er das Glas wieder auf die Theke.
Sein Gaumen brannte nicht, aber es hatte sich eine angenehme Wärme in seinem Mund ausgebreitet, die nach Weite und Feldern schmeckte. Vor der Vereinigung hatte er ein solches Getränk selbst

durch gute Beziehungen kaum bekommen können. Und jetzt zog er es sich einfach rein.

Er griff wieder nach dem Glas, ohne es allerdings anzuheben, denn eine Stimme, die vor ihm aus dem Dunkel klang, fragte mit flüsternder Stimme: »Schmeckt es?«

Konowski schrak so stark zusammen, dass er das Glas beinahe von der Platte gestoßen hätte. Er dachte vor seiner Antwort und innerhalb der nächsten Sekunden daran, dass er die Stimme noch nie zuvor gehört hatte. Er kannte den Sprecher nicht. War er ein Hotelgast, der sich in die Bar verlaufen hatte?

Der Detektiv schluckte, sprach nicht, schaute schräg über die Bar hinweg, weil er sehen wollte, wer ihn angesprochen hatte. Es war so gut wie nichts zu erkennen, denn das Licht der einsam brennenden Kerze leuchtete nur einen bestimmten Bereich aus.

»Wer sind Sie?« Er hatte es endlich geschafft, die Frage zu stellen, nur erhielt er nicht die Antwort, die er erwartet hatte. »Trinken Sie ruhig leer, es lohnt sich.«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

»Ich lasse mir nichts von Unbekannten sagen, Meister. Kommen Sie näher, kommen Sie zu mir, dann können wir weitersehen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Sicher.«

Konowski starrte in die andere Ecke, wo sich jetzt jemand bewegte und diese Bewegungen nicht abstoppte, sondern sie weiter fortführte und auf den wartenden Detektiv zukam.

Auch der besaß ein Gespür, einen Instinkt oder so etwas wie eine innere Stimme. Er hatte plötzlich das Gefühl, in einer großen Gefahr zu schweben. Der Mann trug dunkle Kleidung. Etwas heller war nur sein Gesicht, doch es blieb außerhalb des Lichtscheins, als hätte der Mann Angst vor der Helligkeit.

Wie ein Vampir…

Davon hatte der Detektiv genug. Und er wusste auch, wie gefährlich die Blutsauger waren.

Deshalb rutschte er vorsichtig auf dem Sitz zur Seite, streckte ein Bein aus und stellte die Fußspitze auf den Boden, um so schnell wie möglich starten zu können.

Er sah das Gesicht.

Fremd kam es ihm vor. Fremd, aber auch unheimlich, weil es eben in der Dunkelheit so blass wirkte.

Das war kein Mensch, das war ein…

Er dachte nicht mehr weiter und auch nicht daran, dass er noch eine Waffe bei sich trug.

Mit einem Sprung hatte er den Hocker verlassen, um in eine

bestimmte Richtung zu starten. Vielleicht hätte er es geschafft, aber gleichzeitig bewegte sich der Blutsauger.

Dessen Weg war kürzer.

Konowski sah das Bein nicht, das plötzlich quer zu seiner Laufrichtung stand. Erst als es sich in Höhe seiner Knöchel zwischen den Füßen verhakte, er den Halt verlor, nach vorn kippte und auf den Boden klatschte, wurde ihm bewusst, dass man ihn reingelegt hatte.

Aus seinem Mund drang ein schmerzerfülltes tiefes Stöhnen. Er war noch mit der Stirn aufgeschlagen, rollte sich aber herum und war dabei geschmeidig wie eine Katze.

Halbhoch ließ der andere ihn kommen. Dann packten zwei Hände zu und hielten ihn an den Schultern fest.

Jetzt schaute Konowski direkt in das Gesicht des Fremden.

Es war bleich, doch auf der Stirn leuchtete plötzlich in einem blutigen Rot ein großes D auf.

Das D für Dracula II!

Es gab keinen Zweifel mehr. Will Mallmann war persönlich erschienen…

***

Nadine Berger schrie noch immer. Sie schrie mir zu lange und ich schlug ihr auf den Mund, ohne dabei allerdings von ihren Zähnen gebissen zu werden.

Das gefiel den Typen nicht, die vor uns standen. Ausgerechnet sie spielten sich als Kavaliere auf.

»Darf ein Mann eine Frau schlagen?«, höhnte jemand und bekam von seinem Kumpan Antwort.

»Selbst ein Bulle nicht.«

»Klar, so sind sie immer, wenn sie sich stark fühlen. Besonders gegen Frauen.«

Nadine versuchte, die Gunst der Stunde zu nutzen. »Ja«, zischte sie, »ja, verdammt! Macht sie fertig. Schlagt und tretet die feigen Bullen zusammen!«

Das sah nicht gut aus. Auch wenn die Horde Nadine als Geisel gehabt hatte, jetzt würden sie auf ihrer Seite stehen, denn sie gehörte nicht zur Polizei. Dabei dachten sie nicht daran, was hätte passieren können, wenn Nadine frei kam, denn sie alle waren für sie potenzielle Opfer. Aber sie konnte den Keim in Berlin verbreiten und ihr Ziel trotzdem noch erreichen.

Sie wollte nach vorn laufen, ich aber hielt sie fest.

»Lass mich los, Bullenschwein! Sie haben mich gefesselt, die Bullen…!«

Ihre Stimme kreischte als schrilles Echo durch den Hinterhof und wurde von den Hauswänden reflektiert.

»Bleib du bei ihr!«, sagte Suko. Bevor ich noch protestieren konnte, hatte er uns allein gelassen.

Wie viele Gegner vor uns standen, war schlecht zu erkennen. Ein halbes Dutzend mochten es schon sein, und Suko stand den Schlägern plötzlich allein gegenüber.

Das sah auch Nadine. »Jetzt machen sie ihn fertig!«, flüsterte sie. »Jetzt zeigen sie ihm, was eine Harke ist. Die schlagen ihn zusammen. Und dich wollen sie auch zusammendreschen.«

»Du entwischst mir nicht mehr, Nadine!«, versprach ich ihr und brachte meinen Mund dicht an ihr Ohr. »Denk daran, dass meine Kugel immer schneller sein wird. Bevor ich untergehe, nehme ich dich mit. Geweihtes Silber in dein Herz geschossen, zerstört dich radikal. Da kann dir niemand mehr helfen. Deshalb würde ich an deiner Stelle uns beiden die Daumen drücken, dass die Chaoten nicht gewinnen.«

Sie musste mich verstanden haben, nur gab sie mir keine Antwort und starrte gegen den Himmel.

Ich stand ihr so nahe, dass ich Nadines Geruch aufnehmen konnte.

Roch sie nach Leiche, nach Moder, Tod und Friedhof? Oder vielleicht nach altem Blut?

Da waren schon Anzeichen vorhanden, doch auch ein anderer Geruch zog in meine Nase.

Schwer und süßlich, durchzogen von Lock- und Duftstoffen, wie es nur Parfüm hervorbringen konnte. Sie musste sich damit besprayt haben, um den Modergeruch zu übertünchen.

»Ich bringe dich zurück, Nadine. So oder so. Das bin ich mir schuldig. Du hast dich schon einmal zurückverwandelt. Von der Wölfin in einen Menschen. Und ich will, dass du dich noch einmal verwandelst. Diesmal nicht durch die Magie der Insel Avalon, sondern durch das flüssige Leben, das wir lange gesucht und endlich gefunden haben…«

Eine weitere Erklärung gab ich ihr nicht. Sie sollte sich selbst ihre Gedanken machen, falls überhaupt. Zudem musste ich verfolgen, wie es Suko erging.

Mein Freund war auf die Gruppe der Randalierer zugeschlendert. Waffenlos, die Arme vom Körper gespreizt, damit jeder sehen konnte, in welcher Absicht er kam.

Für einen Moment irritierte sie das, denn sie schauten sich an und wussten nicht, was sie tun sollten.

»Wer ist euer Chef?«, fragte Suko.

»Wir haben keinen.«

»Trotzdem, ich brauche ihn.«

Sein Auftreten musste selbst die Chaoten eingeschüchtert haben. So sicher gab er sich.

Einer trat schließlich vor. Es war ein junger Mann, der seine Mütze mit den Augenschlitzen nicht mehr vor das Gesicht gezogen hatte. Sie

saß jetzt auf seinem Kopf. An der Kleidung klebten Dreck und Staub. Das Gesicht war ebenfalls verschmutzt, über die Stirn zog sich eine lange blutige Schramme. Er sah wild, verwegen und auch gefährlich aus. Sein Körper verströmte den eisigen Hauch der Gewalt.

»Was willst du überhaupt, Chinese?«

»Euch warnen.«

Lachen schallte Suko entgegen. »Wovor denn?«

»Treibt es nicht auf die Spitze. Wir werden mit dieser Frau hier verschwinden, denn nur das garantiert eure Sicherheit.«

Aus dem Hintergrund wurde der Anführer angesprochen, und er drehte sich dabei um. »Lass dich nicht einseifen, Meinke. Hau ihn zu Brei und den anderen auch.«

»Das will ich…«

Plötzlich hatte Suko ihn gepackt. So schnell, dass er das letzte Wort nicht aussprechen konnte. Der Griff, den Suko ansetzte, ließ ihn vor Schmerzen aufschreien und in die Knie gehen. Seine Augen füllten sich mit Tränen, aber die Kumpane taten nichts, denn sie alle sahen die Waffenmündung, die die Stirn ihres Anführers berührte.

»Ich glaube nicht, dass jemand um ihn weinen würde!«, erklärte Suko.

»Scheiße!«, keuchte ein Mädchen.

»Bleibt stehen, verdammt!« Meinke würgte die Worte hervor. Er heulte leise. Noch immer drang Wasser aus seinen Augen, das sich mit dem Schweiß vermischte. Er musste auch psychisch angeknackst sein. Was zahlreiche Polizisten nicht geschafft hatten, das war einer Einzelperson gelungen.

So etwas nagte an einem selbstherrlichen Menschen. Das bekam er so leicht nicht in die Reihe.

»Und jetzt?«, rief jemand.

»Es ist klar«, sagte Suko. »Wir wollen nur mit dieser Frau verschwinden. Sie ist der Grund unseres Kommens. Ihr interessiert uns nicht. Wir wollten sie holen.«

»Was hat sie euch getan? Gar nichts!« Die Frau gab sich selbst die Antwort. Sie war einen Schritt vorgetreten und stand da mit geballten Händen. Wahrscheinlich wollte sie uns ablenken, damit ihre Kumpane an ihre Waffen herankamen. Es war schwer, sie in der Dunkelheit unter Kontrolle zu halten. Und einer von ihnen war dabei, sich abzusetzen. Er schob seinen Körper aus der Reihe hervor.

Das sah ich.

In der rechten Hand hielt ich die Beretta, mit der anderen hatte ich die Kette zwischen den Handschellen umklammert. Den rechten Arm hob ich an und legte die Waffenmündung auf Nadines Schulter. Das kalte Metall streichelte dabei ihr Gesicht.

»He, keinen Schritt mehr!«

Der Kerl wusste genau, wer gemeint war. Er blieb tatsächlich stehen und schaute zu uns herüber. Ob er die Beretta sah, wusste ich nicht. Möglicherweise ahnte er etwas, lachte unsicher und spreizte dann seine Arme ab.

»Ist schon gut, Bulle!«

»Das meine ich auch.«

Suko hielt den Anführer noch immer. »Okay, ihr Helden. Ich werde jetzt losgehen. Mein Partner hinter mir. Er nimmt die Frau mit, ich euren Kumpel. Und sollte jemand auf dumme Gedanken kommen, muss Meinke es büßen. Verstanden?«

Es dauerte zwar etwas, dann aber nickten sie zögernd, was uns aufatmen ließ.

Die erste Schlacht hatten wir gewonnen, ohne dass Blut geflossen war. Nur die junge Frau gab nicht auf. Unwirsch schüttelte sie den Kopf und wütend fragte sie: »Was hat sie euch getan, verdammt? Weshalb macht ihr das alles?«

»Sie ist eine Verbrecherin.«

Das Lachen hörte sich schrill an. »Die und eine Verbrecherin? Das ist ein Witz.«

»Stimmt, es ist ein Witz!« Nadine sah wieder Oberwasser. Ich wollte nicht, dass sie die Situation noch einmal verschärfte, drehte die Waffe und drückte die Mündung gegen ihre Schläfe.

Nadine merkte, wann sie verloren hatte. Sie sprach nicht mehr weiter. Es sah aus, als würde sie sich auf die Lippen beißen.

»Ich glaube, wir können gehen, Suko.«

»Das meine ich auch!« Er drückte die Waffenmündung stärker gegen Meinkes Kopf, und der verstand das Zeichen.

Noch immer in seiner gebückten Haltung, setzte er sich in Bewegung. Die ersten, zögernden Schritte ging er auf seine Kumpane zu, die ihre Mauer noch nicht öffneten.

Erst als die Sprecherin zur Seite trat, gingen auch die anderen zurück. Ich schritt hinter Suko und seiner Geisel her, die Beretta sichtbar in der Hand.

Sie alle wussten bisher nicht, welch eine Laus sie sich in den Pelz gesetzt hatten. Das allerdings zeigte Nadine plötzlich, als sie ihre Lippen zurückzog.

Da sie sehr dicht an der Sprecherin vorbeiging, konnte diese die Zähne am besten sehen.

»Das ist ein Vampir!«

»Sehr richtig!«

Jemand lachte, aber dieses Lachen brach schnell ab. Jeder aus der Gruppe war plötzlich verunsichert. Keiner wusste so recht, wie er sich verhalten sollte.

Jedenfalls hatten wir freie Bahn und tauchten in die Einfahrt ein.

Ich ging rückwärts durch die Einfahrt, denn deckungslos in meinem Rücken wollte ich sie nicht haben. Sie verfolgten uns nicht, standen zusammen und berieten flüsternd. Wahrscheinlich hatte sie die letzte Bemerkung durcheinander gebracht.

Suko stand bereits auf der Straße, Meinke noch immer im Griff haltend. Der Mann fluchte und schimpfte uns aus. Seine Worte flossen an uns ab wie Regenwasser auf einer Ölhaut.

»Alles okay, John?«

»Bis jetzt ja.«

»Und was ist mit mir?«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Meinke. Wir werden dich irgendwann laufen lassen.«

»Bulle, wenn du mir den Arm gebrochen hast…«

»Hast du es knacken gehört?«

»Oh, du Scheißkerl!«, stöhnte Meinke auf. »Du verfluchter Bullenhund. Du bist ein…«

»Das wissen wir selbst, Meinke. Halt den Mund!«

Er war tatsächlich ruhig, erstickte aber fast an seiner eigenen Wut. Ich schaute zurück in die Einfahrt, die leer war. Jedenfalls sah ich dort keine Bewegung. Niemand verfolgte uns, zumindest nicht auf diesem Weg.

»Du kannst ihn loslassen, Suko. Die anderen haben eingesehen, dass es besser ist, zurückzubleiben.«

»Geht klar.«

Er lockerte den Griff. Meinke sollte sich erst daran gewöhnen, sich wieder bewegen zu können. Als er frei neben dem Inspektor stand, rieb er seine Schulter. Selbst bei diesem Licht war die Blässe in seinem Gesicht zu sehen. Die Schweißtropfen sahen aus, als hätte man sie auf die Haut gemalt.

Suko tippte mit dem Zeigefinger gegen seine Brust. »Ich gebe dir noch einen Rat, mein Freund. Versuche es nicht. Denk daran, dass wir eine Verfolgung nicht zulassen. Es hat alles keinen Sinn, wenn du verstehst. Das hier ist unser Job.«

Er nickte, auch wenn es ihm schwer fiel. Dann schaute er Nadine Berger an. »Was habt ihr vorhin gesagt?«

»Sie ist ein Vampir!«

Meinke wollte Suko zugrinsen und sich gegen die eigene Stirn tippen, doch Nadine bewies ihm, wer sie war. Sie zog ihre Unterlippe zurück, die beiden Vampirzähne lagen frei.

Meinke sah aus, als würde er vereisen. Seine Augen verwandelten sich in starre Kugeln. Die Lippen fingen an zu zittern. In unseren Gesichtern erkannte er, wie ernst es uns war.

»Verdammt!«, flüsterte er. »Das ist doch nicht möglich.«

»Doch!«

»Seid ihr überhaupt Bullen?«
»Sicher.« Suko sagte es und lächelte eisig. »Aber besondere. Und jetzt verschwinde.«
Darauf hatte Meinke gewartet. Er nickte einige Male, drehte sich um - und rannte fluchtartig davon.
Seine Schritte hallten als Echos an den kahlen Wänden der Einfahrt wider.
Suko und ich stießen die Luft aus.
Dieser Horror war überstanden, doch der Fall noch nicht. Das wusste auch Nadine Berger, denn sie lachte auf, bevor sie fragte: »Was wollt ihr denn machen? Wo wollt ihr hin, verdammt? Ihr habt keine Chance.«
»Wir gehen ins Hotel!«, erklärte ich ihr.
»Und dann?«
»Werden wir versuchen, dich zu retten. Keine Sorge, es ist alles bereits geplant.«
Sie sagte nichts, stand da, stemmte sich gegen meinen Griff, doch damit kam sie nicht durch.
Ich schob sie vor und fühlte mich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas befreiter…

***

Konowski war geschockt!
Er kannte es nur aus Vergleichen, aber in den folgenden Sekunden erlebte er am eigenen Leibe, wie sein Blut gefror. Das Gesicht war so verdammt nah, nur war es für ihn kein Gesicht mehr, sondern ein Zerrbild davon. Eine bleiche Fratze mit einem blutrot leuchtenden D auf der Stirn, und dieses Stigma versprach den Tod.
Noch immer berührten die Hände seine Schultern. Konowski spürte den Druck der Finger, die ihm vorkamen wie kleine Eisenstäbe. Zum ersten Mal erlebte er direkt und am eigenen Leibe, welch eine immense Kraft ein Blutsauger hatte.
Er hatte einige von ihnen erledigt, er besaß auch seinen Pflock mit der Silberspitze, doch trotz dieser Waffe fühlte er sich weit unterlegen. Der Blutsauger wollte seinen Lebenssaft, er schaute ihn an, und Konowski las in den Augen einen Willen, wie er ihn nie zuvor bei einer Kreatur erlebt hatte.
Er wusste nicht, wer diese Bestie der Nacht war. Ihm fiel jedoch ein, dass sich der Chinese mit dem Kommissar über eine Figur unterhalten hatte, die ihnen großen Ärger bereitet hatte und im Hintergrund als Drahtzieher lauerte.
Mallmann musste es sein.
Urplötzlich war ihm der Name auch wieder eingefallen, und er sah auf der Stirn das leuchtende Zeichen, das blutigrote D, das für den

Begriff Dracula stand.

Unter der etwas gebogenen Nase spannten sich die Lippen, die noch aufeinander lagen. Es war ein kaltes, grausames Lächeln, das der andere zeigte. Gleichzeitig verschwand es, als der Vampir seine Zähne präsentierte.

Zwei Hauer standen besonders lang hervor. Sie erinnerten an böse, grausame Mordmesser, die an ihren Enden spitz zuliefen und deshalb voll durchbeißen konnten.

Der Detektiv hatte in dieser Haltung höchstens einige Sekunden gelegen, die Zeit war ihm vorgekommen, als wären Minuten vergangen. Furchtbar lang und träge.

Mallmann sprach ihn an. Er redete leise, als hätte er zudem Mühe, seine Worte zu finden. »Du weißt, wer ich bin?«

»Nein, ich…«

»Doch, du musst es wissen. Du warst mit den anderen zusammen. Sie haben bestimmt über mich geredet. Ich weiß auch, dass du zu denjenigen gehörst, die meine Brüder getötet haben. Du hast sie auf dem Gewissen und deshalb wird mir dein Blut besonders schmecken. Wir beide beginnen von vorn. Wir werden das Hotel durchstöbern und dafür sorgen, dass die Saat wieder aufblühen kann.«

»Ich will nicht…«

»Du musst, Mann. Du musst zu einem Vampir werden. Du sollst dich nur von Blut ernähren können. Alles andere hat dich nicht mehr zu interessieren. Wir beginnen und ich kann dir versprechen, dass noch zahlreiche Gleichgesinnte zu uns stoßen werden.«

Die so einfach dahingesagten Sätze bargen eine tödliche Brisanz, das war auch Konowski klar. Je länger er wartete und zögerte, um so gefährlicher wurde es für ihn.

Konowski gehörte von der Statur her eher zu den kleinen Menschen. Er war kein Kraftpaket, doch das nicht Vorhandensein seiner Muskeln glich er anders aus.

Er war schnell, wendig und handelte nach dem Motto: Schlag du zuerst, dann hast du die Überraschung auf deiner Seite. So hatte er sich bisher durchs Leben gebissen.

Schlagen konnte er in dieser Lage nicht. Wenn er entkommen wollte, musste er es auf eine andere Art und Weise versuchen. Die Hände konnte er nicht anheben, die Beine lagen ebenfalls ungünstig, doch da war noch der Kopf, und den stieß er vor.

Seine Stirn platzte in das Gesicht des Blutsaugers. Er hätte gern die Zähne getroffen, was ihm nicht möglich war, weil der Vampir zurückzuckte.

Nicht rasch genug für einen Treffer gegen die Stirn. Da prallten dann beide zusammen, und den Kopf des Detektivs durchzuckte ein Wirbel aus Schmerzen.

Trotzdem merkte er, dass der Vampir ihn losgelassen hatte. Die Zeitspanne reichte Konowski aus.

Er rollte sich in die Bar hinein, stemmte sich hoch und torkelte in das Dunkel, wobei er noch gegen einen Tisch stieß und ihn ebenso zur Seite drückte wie zwei der davor stehenden Stühle. Die Befreiungsaktion hatte ihn geschwächt. Der Treffer war zu hart gewesen, an seinem Kopf wuchs bereits eine Beule, und von dieser Stelle strahlte der Schmerz ab.

Er merkte auch das Würgen in seinem Magen, und Übelkeit stieg in Richtung Kehle.

Wie ein Betrunkener taumelte er zwischen den Sitzreihen entlang. Irgendwie orientierungslos, obwohl er wusste, dass er dem Vampir entkommen musste. Er dachte auch an seine Waffe, die er unter der Kleidung verborgen hatte. Noch war sie dem Blutsauger entgangen, und genau sie war Konowskis einzige Chance.

Als die Wand hinter ihm seinem Lauf stoppte, zog er den Pflock hervor. Er wollte auch nach Harry Stahl rufen und ihn warnen, aber der Ruf erstickte in der Kehle.

Lautlos war er gekommen!

Konowski erstarrte für einen Moment. Er sah wieder dieses verfluchte D in dem bleichen Gesicht und wirkte wie paralysiert. Als er den Zustand endlich überwunden und den Pflock hochgerissen hatte, da reagierte auch Mallmann.

Der Pflock traf, nur nicht das Ziel, das sich Konowski gewünscht hatte. Die Spitze rammte wuchtig gegen die Sitzfläche des von Mallmann als Deckung hochgerissenen Stuhls.

Der Pflock zersplitterte nicht, das glatte Silber glitt nur ab, und zu einem zweiten Stoß ließ ihn eine Bestie wie Will Mallmann nicht kommen. Da war Dracula II schneller.

Er trat zu.

Konowski fuhr ein glühender Pfeil durch den Körper. Er brach in die Knie, hielt sich die getroffene Stelle unterhalb des Bauchnabels und dachte auch nicht, mehr an seine Waffe, die wertlos geworden war, da sie neben ihm lag.

Der Vampir schnappte zu und riss ihn hoch.

Konowski merkte kaum, dass er auf die Beine gezerrt wurde. Mallmann wollte ihn in einer günstigen Lage haben. Er flüsterte noch etwas, was Konowski nicht verstand.

Dann biss er zu.

Der andere Schmerz war zu schlimm. Er überlagerte den der Bissstellen an Konowskis Hals, der in den nächsten Sekunden glaubte, auf den Wellen eines schwarzen Meeres zu gehen und weggeschwemmt zu werden. Aus den Wellen wurden Wogen, die riesig und dunkel daherkamen, über ihm zusammenschlugen und an

ihm zerrten.

Er schaffte es nicht, ihnen Widerstand entgegenzusetzen, weil die andere Kraft einfach zu stark war.

Sie riss ihn hinein in nie erlebte und nie gekannte Welten.

Alles verschwamm vor seinen Augen. Der Sog war da und die normale Welt gab es nicht mehr.

Mallmann saugte wie ein Ertrinkender. Das D auf seiner Stirn schien noch roter zu leuchten, er pumpte sich voll mit Blut, denn das war die Kraft, die ihn am Leben erhielt.

Schließlich ließ er den Mann fallen. Er war für Mallmann nicht mehr als eine leere Hülle, ein unbrauchbares Etwas, mit dem man nichts mehr anfangen konnte.

In wenigen Minuten allerdings sah es anders aus.

Mallmann trat einige Schritte zurück und wischte über seine Lippen. So putzte er die letzten Blutstropfen weg, die noch daran hingen. Noch einmal zeichnete er mit der Zunge die Umrisse seines Mundes nach. Danach bückte er sich und nahm den Pflock an sich, der dem Detektiv entfallen war.

Für einen Moment leuchteten seine Augen auf, als er an einen bestimmten Plan dachte.

Er hatte sich genau gemerkt, wo der Pflock seinen Platz gehabt hatte. Dort steckte er ihn auch wieder hinein.

Dann ging er.

Niemand hatte ihn gesehen, wie er gekommen war, niemand sah ihn, wie er verschwand.

Der Keim des Bösen aber war gesät. Ihn trickste keiner aus, auch nicht John Sinclair und Co…

***

Harry Stahl gehörte zu den Menschen, die nicht lange ruhig und bewegungslos auf einer Stelle sitzen konnten. Das lange Warten lag ihm nicht, auch dann nicht, wenn er in einer Hotelhalle hockte und darauf lauerte, dass etwas passierte.

Konowski war verschwunden und zwei Minuten später ging auch der Kommissar.

Er fühlte sich sicherer, wenn er einen Rundgang machen und schauen konnte, ob sich irgendwo noch verdächtige Spuren zeigten. Hundertprozentig sicher, dass es keine Vampire mehr gab, war er sich nicht.

In das Büro des Hoteldirektors verlief er sich nicht. Er wollte sich auch die anderen Räume anschauen. Dazu gehörte ebenfalls die große Hotelküche.

Die breite Tür öffnete sich, als der Kommissar eine bestimmte Stelle am Boden mit der Sohle berührte. Auch in der großen Küche brannte

nur die Notbeleuchtung. Sie gab dem Raum einen ungewöhnlichen Glanz und Schimmer. Er spiegelte sich auf den Töpfen, Pfannen, den blanken Herdplatten und den geputzten Griffen wider. Der Fußboden bestand aus Fliesen. Zwischen den Einbauanlagen befanden sich breite Gänge, wo sich auch mal zwei Köche begegnen konnten, ohne dass sie zusammenstießen.

Wo Licht ist, gib es Schatten.

Harry Stahl sah seinen Schatten - und er entdeckte auch einen zweiten, der blitzschnell wieder verschwand.

Sofort zog er die Waffe. Er rechnete mit einem Vampir. Dass Vampire keinen Schatten werfen, daran dachte er nicht, aber er hatte sich genau gemerkt, wo der Schatten verschwunden war.

Genau am Ende des langen Ganges, und zwar rechts davon. Auch die andere Person musste ihn als Schatten gesehen haben. Plötzlich hörte er die helle Mädchenstimme, die ihn bat, ihr nichts zu tun.

»Dann kommen Sie raus.«

Zwischen zwei Regalen entstand eine Bewegung. Die Gestalt der noch sehr jungen Frau löste sich.

Sie trug die helle Kleidung eines Kochs, allerdings ohne Mütze. Und sie hatte die Arme erhoben, die ebenso zitterten wie der ganze Körper.

Harry steckte die Waffe weg. Unter den lockigen, dunklen Haaren entspannte sich das Gesicht des Mädchens.

»Wer bist du?«

»Susanne.«

»Okay. Und was tust du hier?«

»Ich - ich habe mich hier versteckt. Ich hatte so große Angst, in mein Zimmer zu gehen.«

Harry nickte. »Das kann ich sogar verstehen. Eine Frage. Bist du hier als Köchin…?«

»Lehrling, ich bin Lehrling, Herr…«

»Stahl, Harry Stahl. Ich bin Kommissar. Du brauchst keine Angst zu haben.«

Für einen Moment schloss Susanne die Augen. Dann legte sie ihre flache Hand auf die Brust. »Da bin ich aber so froh«, flüsterte sie. »Ich hatte schon damit gerechnet, dass alles vorbei wäre.«

»So einfach geht das nicht. Wo ist dein Zimmer?«

»Hinten, in einem Anbau. Ich lebe da mit drei weiteren Lehrmädchen zusammen.«

»Sind die dort?«

»Nein, die haben frei.«

»Dann gehen wir jetzt gemeinsam.«

Susanne nickte. »Danke, Herr Stahl.«

»Geht schon in Ordnung.« Der Kommissar war froh, dass er die Umgebung noch einmal durchsucht hatte. Sollten tatsächlich noch

Vampire übrig sein, hätten sie bestimmt Susanne gefunden und ihr keine Chance gelassen.

Das Zimmer, das sie sich mit drei anderen Mädchen teilte, war nicht mehr als eine Bude. Da hatten es manche Insassen einer Gefängniszelle noch bequemer.

Die Heizung funktionierte nicht oder brachte kaum Wärme. Durch das schmale Rechteck des Fensters fiel der Blick auf eine finstere Gasse und von dort in einen Hof, wo der Nachschub für das Hotel geliefert wurde. Trister ging es nicht mehr.

»Versprichst du mir, dass du dich hier versteckt hältst, auch wenn das Zimmer noch so mies ist?«

»Ja, das verspreche ich.«

»Gut.« Stahl nickte ihr lächelnd zu. »Am Morgen, wenn der Tag da ist und vielleicht die Sonne scheint, ist alles vorbei.«

Susanne starrte ihn nur an. »Darf ich was fragen?«

»Bitte.«

»Stimmt das denn mit den Vampiren?«

»Leider.«

Sie schaute zu Boden. »Schon gut«, sagte sie leise, »schon gut. Ich will erst gar nicht weiter fragen.«

»Ist auch besser so.« Nach einem letzten Winken verließ Harry Stahl den Raum.

Erst dann atmete er auf und ging zurück in die Halle. Er rechnete damit, dass Konowski seinen Durst mittlerweile gestillt hatte und auf ihn warten würde. Doch das war nicht der Fall. Nach wie vor fand er die Halle menschenleer.

Es lauerte kein Vampir, aber er sah auch keinen Menschen in der Nähe. Das machte ihn schon nachdenklich.

Harry Stahl hoffte nicht, dass sich Konowski festgetrunken hatte. So etwas durfte er einfach nicht tun, das wäre verantwortungslos gewesen. Er suchte nach dem Mann und schaute auch an der nicht mehr funktionierenden Telefonanlage vorbei. In dem kleinen Raum, hinter der mit einem gläsernen Guckloch versehenen Tür, saß niemand.

Blieb die Bar.

Wenn er dort getrunken hätte, hätte er sich zumindest eine Kerze genommen, um wenigstens etwas Licht zu haben. Aber die Bar lag in völliger Dunkelheit.

Bevor Harry sie betrat, blieb er stehen. Über seinen Rücken rann ein Schauer. Er konnte in der Finsternis zwar nichts sehen, aber er merkte, dass sich etwas verändert hatte.

»Konowski?«, rief er leise.

Die Antwort blieb aus.

Nur zögernd traute sich der Kommissar weiter vor. Er blieb stehen,

als er die Theke erreichte, und griff dort nach einer Kerze. Mit dem Feuerzeug entflammte er den Docht, schirmte die Flamme ab und hielt die brennende Kerze ein Stück von sich.

Die Lichtinsel wanderte bei jedem Schritt mit ihm weiter. Sie floss über einige Tischplatten hinweg, erwischte auch Stühle, bewegte sich zuckend über den Boden - und kam zur Ruhe, als auch der Kommissar stehen blieb.

Was er da gesehen hatte, gefiel ihm überhaupt nicht.

Da war ein Tisch zur Seite gerückt worden und zwei Stühle lagen daneben. In Stahls Hirn schrillte eine Alarmglocke. Grundlos war dies bestimmt nicht geschehen.

»Konowski?«, rief er noch einmal.

Diesmal bekam er eine Antwort. »Ja, verdammt, was ist denn los, Mann? Ich bin hier.«

»Wo denn?«

»Vor Ihnen. Kommen Sie her!«

Der Kommissar zögerte. In diesen Augenblicken dachte er über Konowski nach. Dieser Mann war ihm praktisch vom Schicksal an die Seite gestellt worden. Er hatte noch nie zuvor mit ihm zusammengearbeitet, deshalb kannte er ihn auch nicht. Bisher hatte er sich auf Konowski verlassen können, auch jetzt hatte der Detektiv ihm geantwortet, eine völlig normale Sache, und doch störte ihn etwas daran.

Lag es an der Stimme?

Harry Stahl wollte es genauer wissen. »Haben Sie getrunken?«, fragte er scharf in das Dunkel hinein.

»Klar doch.«

»Wie viel?«

»Whisky…«

»Eine Flasche?«

»Unsinn. Einen Doppelten, mehr nicht. Ich brauchte den Schluck einfach, verstehen Sie?«

»Okay, das akzeptiere ich. Aber warum halten Sie sich versteckt?«

»Das tue ich nicht.« Er hustete. »Ich sitze hier nur und warte. Die Flasche habe ich nicht mitgenommen.«

Harry Stahl war noch immer nicht beruhigt. »Weshalb sind Stühle umgefallen?«

»Das war ich. Tut mir Leid, aber ich stieß gegen sie. Kann ich auch nichts dran ändern.«

»Dann war es doch mehr Whisky, wie mir scheint.«

»Nein, aber ich war nicht in Form.«

Harry Stahl wünschte sich John Sinclair oder Suko an seiner Seite. Dass er mit Konowski nicht viel anfangen konnte, war ihm in den letzten Sekunden klar geworben.

»Warum bleiben Sie denn da hinten stehen, Kommissar? Kommen Sie her, dann braucht keiner zu schreien.«

Harry traute ihm nicht. »Ich weiß nicht, was Sie hier hält. Sollen wir uns nicht wieder in die Halle setzen? Dort haben wir einen guten Überblick.« Er war auf Konowskis Reaktion gespannt, aber er rechnete nicht mit einer positiven Antwort.

»Was ist denn? Kommissar?«

»Ich komme zu Ihnen.«

»Das ist ein Wort.«

Stahl lauschte dem Klang der Stimme nach. Er wusste nicht, ob der Mann es ehrlich gemeint hatte, dementsprechend vorsichtig war er, als er sich dem Ziel näherte.

Der sich bewegende Schein schuf Helligkeit und auch Schatten, die über den Boden tanzten oder lautlos vorausglitten. Sie erreichten den Detektiv, strichen über dessen Gestalt, glitten in das Gesicht, dessen Mund zu einem scharfen Lächeln verzogen war.

Klein sah Konowski aus. Er saß locker auf einem der Stühle, die Beine vorgestreckt, die Arme verschränkt, wobei seine Hände unter den Schößen der geöffneten Jacke verschwunden waren.

Stahl schaute ihn an. Er suchte nach Veränderungen in seinem Gesicht, vergeblich, denn das Licht reichte einfach nicht aus, um jede Kontur herauszuholen. Es verzerrte die Farbe der Haut und die Lippen darin sahen aus wie bleiche, in das Gesicht gemalte Striche.

Harry blieb stehen und nickte dem Detektiv zu. »Und Ihnen geht es hier gut, wie?«

»Ja, wie man sieht.«

»Ist Ihnen etwas aufgefallen?«

»Nein, gar nichts.«

Es war seltsam, aber Harry Stahl wusste nicht, wie er sich Konowski gegenüber verhalten sollte.

Ersuchte nach einem Grund, ihn anders anzusehen als sonst, aber er kam nicht an ihn heran. Zwischen ihm und dem Detektiv hatte sich eine unsichtbare Wand aufgebaut.

Konowski sah die Sache locker. Er deutete auf einen zweiten Stuhl. »Wollen Sie sich nicht setzen, Kommissar?«

»Und dann?«

»Reden wir.«

»Worüber?«

Konowski beugte sich nach vorn. »Zum Beispiel darüber, wie beschissen die Welt doch ist.«

»Haben wir nichts Besseres zu tun?«

»Ach, kommen Sie. Setzen Sie sich neben mich. Ich habe keine Lust mehr, allein zu bleiben.«

Der Kommissar holte sich einen zweiten Stuhl heran und stellte ihn

neben Konowski.

»Ist doch toll, Herr Bulle.«

»Reden Sie keinen Mist.« Harry Stahl drehte ihm sein Gesicht zu. »Was ist hier vorgefallen?«

Der Detektiv gab keine Antwort. Stattdessen holte er seinen Pflock unter der Kleidung hervor.

»Kennen Sie den, Kommissar? Kennen Sie ihn?«

»Klar? was soll das?«

Konowski nickte und drehte ihn, sodass die Spitze nach links, auf den Kommissar, deutete. »Das ist doch etwas gegen Vampire, nicht wahr? Sie stimmen mir zu?«

»Natürlich.«

»Aber nicht nur gegen Vampire, Kommissar.«

Harry schüttelte den Kopf. Er konnte den Worten des Detektivs nicht so recht folgen. »Wie meinen Sie das denn?«

»Dieser Pflock könnte auch Sie umbringen, wenn er in Ihren Körper gerammt wird.«

»Vielleicht.«

»Ich sage Ihnen, Kommissar, das ist nicht so einfach. Es hat alles seinen Sinn.« Konowski nickte betrübt und hob den Pflock etwas an. Die Verlängerung der Spitze wies direkt auf die Brust des Kommissars.

Das gefiel diesem nicht. »Kommen Sie, Konowski, legen Sie das Ding zur Seite. Ich habe das Gefühl, dass Sie den einen oder anderen Whisky zu viel getrunken haben…«

Da lachte der Detektiv. Es gab keinen Grund, und Harry Stahl sah dies auch mehr als ein Ablenkungsmanöver an. Außerdem bewegte der andere den Pflock leicht wippend, als wollte er Maß nehmen.

Stahl spannte sich.

Dann geschah es.

Es war mehr ein Reflex, ein blitzschneller Stoß, begleitet von einem wilden Schrei, der wie eine Fanfare gellte und den Kommissar auf dem Weg in den Tod begleiten sollte.

Harry Stahl hatte Glück. Er saß gut und genau richtig, denn er konnte sich zurückwerfen. Während er fiel, hörte er den Schrei nicht mehr, dafür den Fluch.

Die Silberspitze des Pflocks traf alles, nur nicht das Ziel, das sie erwischen sollte.

Der Kommissar fiel nicht zu Boden. Mit dem Nacken prallte er gegen eine Tischkante, wobei er das Möbelstück zurückschob, er selbst aber nicht außer Gefecht gesetzt wurde.

Konowski war für einen Moment irritiert. Stahl tat instinktiv das Richtige, als er das rechte Bein in die Höhe riss und den Mann unter dem Kinn traf. Konowskis Kopf wurde in den Nacken geschleudert. Der Mund sprang auf.

Die Kerze war seltsamerweise nicht erloschen. Sie lag am Boden, brannte weiter, ohne allerdings etwas zu entzünden, und in ihren Lichtschein geriet der geöffnete Mund des Mannes.

Da blinkten plötzlich die Vampirzähne wie frisch gestrichen. Harry sah dies und wusste Bescheid.

Was in den nächsten Sekunden geschah, konnte er anschließend kaum nachvollziehen. Für ihn war einfach wichtig, dass er sein eigenes Leben rettete und nicht so endete wie Konowski.

Er blieb nicht mehr auf dem Fleck liegen, sondern rollte sich auf dem Boden liegend zu Seite.

Der Detektiv war aufgesprungen. Er stand breitbeinig da, war bereit, den Pflock in die Tiefe zu rammen und den Kommissar damit aufzuspießen.

Im Liegen trat Stahl ihm gegen das Schienbein. Das brachte ihm Luft, weil sich der Vampir erst wieder fangen musste.

Und Konowski griff an. Er ließ den Kommissar nicht auf die Beine kommen.

Der Pflock raste auf den Kommissar zu. Harry sah das helle Schimmern der Spitze und wusste, dass er so schnell nicht mehr ausweichen konnte. Aber er hatte inzwischen seine Waffe gezogen. Die Beretta lag sicher in seiner rechten Hand.

Er schoss.

Überlaut peitschte der Klang durch die große Bar. Das Echo wetterte von den Wänden wider.

Und die Kugel traf den Blutsauger während des Falls nach vorn. Er fiel auch weiter, nur hatte ihn das geweihte Silbergeschoss aus der ursprünglichen Richtung gebracht. Zwar kippte er noch gegen den knienden Kommissar, aber die Spitze des Pflocks traf nicht voll, sondern ritzte nur den Hals des Harry Stahl, wo sie eine blutende Wunde hinterließ. Der schwere Körper des Detektivs hatte den Kommissar zurückgedrückt. Mit einer Schulterbewegung wuchtete ihn Harry zur Seite und freute sich darüber, wie er neben ihm zu Boden prallte und liegen blieb.

Harry blieb knien. Er senkte den Kopf, schloss für einen Moment die Augen und merkte, wie sehr er zitterte. Dann erst kam der Schock, der sein normales Denken überlagerte.

Allmählich wurde ihm bewusst, dass er noch lebte und dass er auch im Dunkeln hockte, denn die Flamme war erloschen. Der vernichtete Vampir lag genau auf der Kerze.

Ihn schob Harry Stahl zur Seite. Er musste sich anstrengen, weil der Körper ziemlich schwer geworden war.

Dann nahm er den Pflock an sich. Es zuckte ihm in den Fingern, die Waffe in den Rücken des erledigten Blutsaugers zu stoßen. Doch darauf verzichtete er, denn die Silberkugel hatte ausgereicht.

Mit schwankenden Bewegungen kam er wieder auf die Füße, bog den Rücken durch und richtete dabei seinen Blick gegen die Decke, die dunkel über ihm schwebte wie ein drohender, finsterer Himmel.

Er hielt den Pflock in der rechten Hand, als er zur Theke ging und keinen Blick mehr auf die leblose Gestalt warf. Er wollte Konowski einfach nicht mehr sehen.

Auf einem Hocker nahm er Platz. Jetzt brauchte auch er einen Schluck. Die Whiskyflasche stand in seiner Nähe. Auf ein Glas verzichtete er und setzte die Öffnung gegen die Lippen.

Harry Stahl mochte das Zeug zwar nicht, in diesen Augenblicken aber war ihm alles egal. Als er die Flasche absetzte, schwankte die Welt für einen Moment vor seinen Augen. Er fühlte sich wie auf einem Karussell, senkte den Oberkörper der Thekenplatte entgegen und presste die Stirn auf das Holz.

So blieb er hocken.

Harry Stahl musste erst einmal wieder zu sich selbst finden. In seinem Kopf schwirrten Hunderte von Gedanken, obwohl ihn das Gefühl der großen Leere trotzdem überfallen hatte.

Sein Helfer Konowski war zu einem Blutsauger geworden. Wieso hatte das geschehen können?

Es gab auf diese Frage nur eine mögliche Antwort. Sie hatten beide einen Blutsauger übersehen, der sich noch hier im Hotel herumtrieb. Und dieser Vampir hatte den Detektiv erwischt.

Jetzt stand er allein!

Auf seiner Stirn lag der kalte Schweiß. Ein Zeichen der Angst, die noch in ihm steckte. Er dachte wieder an die zahlreichen Gäste, die eigentlich hätten beruhigt sein können und die plötzlich wieder in Todesgefahr schwebten.

Wie auch er…

Der Gedanke daran putschte ihn auf. Sein Blut geriet in Wallung. Er spürte den Druck hinter seinen Augen, plötzlich waren auch die Kopfschmerzen wieder da und er kam sich vor, als würde er in einer Traumwelt stecken.

Nein, das war kein Film. Das war die verfluchte Realität, die ihn dazu gezwungen hatte, die Hauptrolle zu spielen. Eine verrückte, eine wahnsinnige Welt.

Er starrte mit leerem Blick in die Dunkelheit. Seine anderen Sinne jedoch schärften sich allmählich, denn er dachte darüber nach, wie es weitergehen sollte.

Die Stille bedrückte ihn. Es war natürlich nichts zu hören, dennoch kam sie ihm vor, als steckte sie voller Geräusche.

Er hob den Kopf. Links lag die Lobby, dort war es etwas heller. Ein blassbleicher Schein verlor sich vor dem Erreichen der Bar.

Niemand kam.

Und doch war jemand da, musste einer vorhanden sein. Grundlos war Konowski nicht zum Blutsauger geworden. Dieser eine Vampir hielt sich noch verborgen, und für ihn gab es innerhalb dieses Riesenhotels leider unzählige Verstecke.

Was tun?

Der Kommissar seufzte schwer. Er fing an zu überlegen, doch er kam zu keinem Resultat. Wo er auch hinging, es konnte genau das Falsche sein, deshalb entschloss er sich, in den unteren Etagen zu bleiben und zu warten.

Doch auf was?

Er war ein Mensch, in seinen Adern floss Blut. Demnach blieb dem noch unsichtbaren Vampir keine andere Möglichkeit, als zu versuchen, auch ihn in das ewige Dunkel der Nacht zu zerren.

Harry Stahl zog die Beretta und legte sie auf die Thekenplatte. Daneben lag der Pflock, der Konowski eigentlich hätte beschützen müssen. Das war nun nicht mehr der Fall, jetzt besaß er die Waffe, und die würde er auch behalten.

Die Whiskyflache schob er zur Seite. Wenn er noch einen Schluck trank, war das genau ein Schluck zu viel.

Nüchtern bleiben, die Übersicht behalten, so hieß die Parole der Stunde.

Das sagte sich natürlich leicht, wenn das Gefühl anders reagierte und von der Angst diktiert wurde.

Als er sich hinstellte, spürte er seine weich gewordenen Knie. Sicherheitshalber hielt er sich mit der linken Hand an der Theke fest, atmete tief durch und hatte sich dann entschlossen, den Weg fortzusetzen, der von ihm einmal eingeschlagen worden war.

Es mochte Menschen geben, die sich jetzt als Helden gefühlt hätten. Harry Stahl gehörte nicht dazu.

Nein, er war kein Held, er war ein verdammt normaler Mensch, der allerdings in gewissen Situationen den Mut gehabt hatte, genau das Richtige zu tun.

Seine Lippen zuckten ebenso wie die Wangen. Auf die Stirn war noch mehr Schweiß getreten. Mit der Zungenspitze leckte er ihn von der Oberlippe weg.

Der Boden war normal hart geblieben. Harry aber kam er manchmal vor, als würde er sich bewegen.

Reiß dich zusammen!, sagte er sich. Verdammt noch mal, reiß dich zusammen! Du hast es bis hierher geschafft, du wirst es auch weiterhin schaffen!

Und er ging in die Hotelhalle, die im schwachen Licht der Notbeleuchtung auf bessere Zeiten wartete.

Die Rezeption lag in tiefem Schweigen. Von draußen drangen keine Geräusche in das Innere. Die lange und breite Straße vor dem Hotel

wirkte wie von einem riesigen Besen gesäubert. Auf dem Alex sah es sicherlich nicht anders aus.

Mit dem Handrücken wischte er über seine Stirn. Die Gedanken drehten sich um Sinclair und Suko.

Beide waren noch nicht zurückgekehrt. Allmählich bekam er Angst um sie. Es konnte durchaus sein, dass sie im Chaos der Randalierer verloren hatten.

Dann stand er ganz allein.

Der Gedanke daran ließ seinen Magen schwerer werden. Er musste stehen bleiben, denn vor seinen Augen verschwammen die in der Halle stehenden Möbelstücke. Er schaute auf die Rücken einiger Sessel. Es waren relativ hohe Lehnen, die einem Körper so viel Deckung gaben, dass er nicht gesehen werden konnte.

An einer Lehne aber bewegte sich etwas. Zuerst konnte er nichts ausmachen, dann erschien über den Rand hinweg ein Schatten, der sich sehr schnell zu einem Arm herauskristallisierte.

Eine bleiche Hand bewegte sich winkend.

Harry Stahl war stehen geblieben.

Er konnte es nicht fassen, sein Blick klebte an dieser winkenden Hand fest, und er war davon überzeugt, dass der Gruß für ihn gedacht war.

Da wollte jemand, dass er kam…

Weitergehen, stehen bleiben…?

Die Beretta hielt er noch in der rechten Hand. Mit der Mündung zielte er gegen die Lehne, überlegte dabei, ob es sich lohnte abzudrücken. Wahrscheinlich hatte es keinen Sinn, die Kugel würde in der dicken Polsterung stecken bleiben.

Wenn er etwas erreichen wollte, musste er der unbekannten Person gegenüberstehen.

Das hatte Harry auch vor, aber es kam anders, denn der Winkende bewegte sich und schob seinen Körper in die Höhe. Eiskalt drehte er dem Kommissar den Rücken zu.

Schießen?

Das brachte Harry Stahl nicht fertig. Er konnte keiner Person in den Rücken schießen, besonders dann nicht, wenn er nicht wusste, um wenn es sich handelte.

Ihm noch immer den Rücken zugedreht, trat der Unbekannte zwei kleine Schritte nach rechts.

Erst dann drehte er sich um.

Harry Stahl hatte, inzwischen registriert, dass die Person dunkle Kleidung trug.

Schwarz - keine Modefarbe in diesem Fall, mehr eine Weltanschauung.

Der Fremde drehte sich um. Er stand relativ gut im Licht, sodass

Harry Stahl direkt gegen ihn schauen konnte. Sofort hakte sich sein Blick in dem Gesicht des Bleichen fest.

Selbst bei dieser Beleuchtung erkannte er, dass er den Mann noch nie zuvor gesehen hatte.

Aber er spürte auch, dass diese Person eine furchtbare Kälte ausstrahlte, die so stark war, dass man sie als Mensch kaum fassen konnte. Diese Kälte kam von innen, sie schien den gesamten Körper des Mannes ausgefüllt zu haben.

Ein blasses Gesicht, scharf geschnitten, eine hohe Stirn, die zu einem hager wirkenden Kopf gehörte, auf dem das dunkle Haar wie ein kurzer Pelz wuchs.

Und auf der Stirn veränderte sich etwas.

Innerhalb eines gewissen Ausschnitts entstand ein rotes Stigma. Zunächst nicht zu erkennen, worum es sich dabei handelte. Doch es verstärkte sich, als würde es von innen her den nötigen Nachschub bekommen, und plötzlich sah der Kommissar, worum es sich handelte.

Auf der Stirn prangte ein D.

Das D für Dracula!

Harry Stahl erinnerte sich an die Gespräche, die Sinclair und Suko geführt hatten. Dabei war von einer Person im Hintergrund die Rede gewesen, von einem fast übermächtigen Vampir, einem ehemaligen BKA-Beamten, einem Deutschen also, dem Vorgänger eines Harry Stahl.

Genau der musste er sein.

Und Harry bekam weiche Gelenke…

***

Es war schon beinahe pervers. Da stand er der Person gegenüber, die einmal seine Aufgabe gehabt hatte. Damals, als er noch ein Mensch und keine Bestie gewesen war.

Eine Ironie des Schicksals, das seine Weichen wieder einmal so kompliziert gestellt hatte.

In diesem Moment war Harry trotz seiner Bewaffnung absolut hilflos. Wenn ihn Mallmann angegriffen hätte, er hätte es hingenommen und sich nicht einmal gewehrt.

Die beiden schauten sich an, ohne dass einer von ihnen überhaupt ein Wort sagte.

Mallmann forschte. Er suchte nach irgendwelchen Anzeichen im Gesicht des Kommissars, wobei ihn die Waffen des Mannes überhaupt nicht interessierten.

Stahl wunderte sich darüber, dass er als Erster seine Stimme wiederfand und Mallmann ansprach.

»Sie sind es!«

Der Vampir nickte. »Richtig.«

»Will Mallmann, Dracula II, die große Figur im Hintergrund, die vorhatte, Berlin in eine Vampirstadt zu verwandeln. Aber das wird Ihnen nicht gelingen, nein, Ihnen nicht.«

Mallmann lächelte breit, ohne seine Zähne zu zeigen. Mit bleichen Fingern strich er über seine ebenfalls bleiche Gesichtshaut und legte dabei seine Stirn in Falten. »Was macht Sie so sicher?«

»Ich werde es verhindern. Sie können denken, was Sie wollen, Mallmann, aber ich habe sehr viel gelernt.«

»Von Sinclair?«

»Ja, und von Suko.«

»Das glaube ich Ihnen sogar. Ja, das steht für mich fest. Aber Sie sollten immer daran denken, dass es nur einen Sieger geben wird, nämlich mich. Nadine Berger ist dafür das beste Beispiel.«

Harry schüttelte den Kopf. »John Sinclair und Suko werden sie wieder in ein normales Leben zurückführen. Die Chance besteht, und ich werde Sie vernichten, Mallmann.«

»Wie denn?«

»Mit einer geweihten Silberkugel.«

Mallmann ließ seine Hand sinken und breitete die Arme aus. Er stand da wie eine Bühnenfigur, als er laut lachte und den Kommissar damit irritierte. »Glauben Sie mir nicht?«

Das Lachen brach ab. »Nein!«

Harry drückte den Kopf vor. »Silberkugeln sind für Blutsauger tödlich, absolut vernichtend.«

»Das stimmt.«

»Weshalb tun Sie dann so, als…?«

Mallmann winkte ab. »Lassen Sie mich ausreden! Eine geweihte Silberkugel schafft es zwar, einen normalen Vampir zu töten, nur bin ich nicht normal, mein Freund.«

Harry Stahl konnte es nicht fassen. Gleichzeitig bewunderte er die Sicherheit dieser schwarzmagischen Gestalt. Wie konnte sie nur alles in Frage stellen?

Mallmann merkte von den Schwierigkeiten des Mannes und lachte ihn scharf an. »Sie glauben mir nicht?«

»Nein.«

»Hat Ihnen Sinclair nicht gesagt, dass ich gegen geweihtes Silber resistent bin?«

»Ich glaube es nicht.«

Mallmann nickte, lächelte und deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Waffe in Stahls rechter Hand. »Ich rate Ihnen, es zu versuchen. Zielen Sie genau auf mich, drücken Sie ab, und Sie werden erleben, wer Recht hat.«

Das konnte Harry Stahl nicht glauben. Er fühlte sich auf den Arm genommen und dachte daran, dass der Blutsauger ihn dazu verleiten

wollte, einen Fehler zu machen. »Ich bewundere Sie, Mallmann. Ich bewundere Sie deshalb, dass Sie angesichts einer auf sie gerichteten Waffe noch diesen Mut haben, mich zum tödlichen Schuss aufzufordern.«

»Ich werde durch geweihtes Silber nicht vernichtet. Hat Sinclair Ihnen das nicht gesagt?«

»Wir sprachen nicht über Sie.«

»Das glaube ich kaum, Stahl, nein, das glaube ich nicht. Sie wollen mein Nachfolger in Deutschland werden, gratuliere. Aber Ihre Zeit ist schon vorbei, bevor sie noch richtig begonnen hat. Und es tut mir nicht einmal Leid für Sie.«

»Das werden wir sehen.«

»Dann schießen Sie endlich!« Mallmann breitete sogar seine Arme aus und stellte sich zudem so hin, damit sein Körper eine große Trefferfläche bildete.

Harry Stahl zögerte noch. Doch er brauchte nur an die zahlreichen Menschen zu denken, die in den Abgrund gerissen werden konnten, wenn Mallmann überlebte.

»Nun - was ist? Muss ich näher an Sie herankommen, Herr Kommissar?« Der Vampir verhöhnte ihn jetzt.

Harry Stahl nickte. »Ja«, sagte er dann, »ja, ich werde es tun. Keine Sorge.« Er hatte längst seinen Zeigefinger um den Abzug der Beretta gelegt.

Dann schoss er.

Harry wunderte sich, wie leicht plötzlich alles ging. Er brauchte ja nur den Finger zu krümmen, um das geweihte Silbergeschoss auf die Reise zu schicken.

Und es traf.

In den nächsten Augenblicken hatte er den Eindruck, als würde die Zeit langsamer ablaufen. Er erlebte alles so schrecklich bewusst, und trotzdem glaubte er manchmal, nicht er zu sein, der geschossen hatte, sondern eine andere Person.

Will Mallmann, der Vampir, schleuderte beide Arme hoch in die Luft, als ihn die Kugel erwischte.

Auch er handelte wie auf einer Bühne. Er wirkte so, als wollte er einen theatralischen Tod sterben.

Als er dann nach rechts wegknickte, bewegte er seine Hand noch und presste die Fläche genau auf das Einschussloch in seiner Brust, wobei ein gequältes Röcheln tief aus seiner Kehle drang.

Es war ein furchtbares Geräusch, das dem Kommissar durch Mark und Bein schnitt.

Aber es tat gleichzeitig gut, so etwas zu hören. Bewies es ihm doch, dass er gewonnen hatte.

Der Vampir verschwand zwischen der Gruppe aus vier Sesseln, wo

sich noch genügend freier Raum befand, weil ausgerechnet dort kein Tisch mehr stand. Er geriet somit aus dem Blickfeld des Kommissars, der wie eine Statue auf der Stelle stand und nur sehr langsam begriff, was er eigentlich geleistet hatte.

Will Mallmann, Dracula II, Anführer aller Blutsauger, lebte nicht mehr. Die Person, die auf der Liste der beiden Geisterjäger John Sinclair und Suko ganz oben gestanden hatte, war von ihm, Harry Stahl, durch einen Treffer der Silberkugel-Beretta vernichtet worden.

So einfach war das - zu einfach?

Er wusste es nicht, er konnte nur die Schultern heben und leise lachen, nachdem der erste Schock überwunden war und er sich wieder der Realität stellte.

Mutterseelenallein und wie verloren kam er sich in der großen Hotelhalle vor. Er starrte ins Leere, drehte sich dabei, ohne die Umgebung noch richtig wahrzunehmen. Die Luft saugte er tief ein, spürte einen leichten Druck in der Brust, was am schnelleren Klopfen seines Herzens liegen konnte.

Mallmann hatte sich geirrt. Er hatte den verdammten Bluff überzogen, ja, das war so gewesen. So und nicht anders. Mit diesem Gefühl machte sich der Mann auf den Weg. Er wollte zusehen, wie der Vampir allmählich verfaulte, denn Mallmann zählte schon seit längerer Zeit zu den Blutsaugern und musste demnach den alten Gesetzen folgen.

Der weiche Teppich dämpfte die eigenen Schritte so stark, dass er sich vorkam wie jemand, der über die Fläche hinwegschwebte. Im Nacken und auf seinem Rücken spürte er das Kribbeln. Im Kopf summte es. Er selbst kam sich vor wie ein Geist, der einfach losging und sich durch nichts aufhalten ließ.

Dann erreichte er den Sessel, aus dem sich der Blutsauger erhoben und ihm zuvor zugewinkt hatte.

Jetzt war das Sitzmöbel leer.

Der Vampir aber lag zwischen den vier sich gegenüberstehenden Sesseln auf dem Rücken, die Augen geschlossen, im Stoff und in der Brust das Loch, das die einschlagende Silberkugel hinterlassen hatte.

Bühnenreif sah die Szene aus. So schön konnte eigentlich nur im Theater gestorben werden.

Er bückte sich dem »Toten« entgegen, weil ihn plötzlich etwas störte. Es war nicht nur der Sessel, den er umrundete, um mehr Platz zu bekommen, es lag auch an der Gestalt an sich, denn er war davon ausgegangen, dass sie verfaulen würde.

Noch sah er nichts.

Die Haut schimmerte nach wie vor sehr bleich. Die Lippen waren geschlossen und wirkten völlig blutleer, und auf der Stirn glühte noch das Mal, jedoch nicht so intensiv wie bei der ersten Begegnung.

Möglicherweise hatte es auch an der Dunkelheit gelegen, dass der Farbkontrast so stark gewesen war.

Er beugte sich tiefer hinab, weil er die Lippen des Vampirs zurückschieben wollte, um nachzuschauen, ob die beiden Hauer auch wirklich verschwunden waren, wie es die Legende immer beschrieb.

Dazu kam er nicht mehr.

Drei Dinge geschahen zur selben Zeit.

Mallmann öffnete die Augen, öffnete ebenfalls sein Maul und griff mit der rechten Hand nach dem Gelenk des Kommissars, der das Gefühl hatte, von einer eisigen Totenklaue umfasst zu werden…

***

Harry Stahl kniete und bewegte sich nicht. Innerlich und äußerlich war er erstarrt, denn in diesen Sekunden brach für den Mann eine ganze Welt zusammen.

Was er hier erlebte, durfte nicht sein, das war ein böser Albtraum, in den jemand scharf und spöttisch, allerdings auch leise, hineinlachte. Kein Fremder, sondern der Blutsauger hatte gelacht, und er konnte die Schadenfreude nicht übertünchen.

Harry Stahl tat nichts. Er schaute sogar über den Kopf hinweg. Erst als der Vampir ihn ansprach, senkte er den Blick.

»Habe ich dir nicht gesagt, dass ich gegen Silber resistent bin? Du wolltest es nicht glauben, aber ich habe Recht behalten. Mir können diese Kugeln nichts anhaben.«

Der Kommissar war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Er schnappte nach Luft und verschluckte sich beinahe. Das Blut stieg ihm in den Kopf, ihm wurde heiß und er spürte gleichzeitig den Druck der kalten Vampirklaue.

»Das ist - das ist nicht wahr…«

»Doch, schau mich an!«

Wie unter Zwang blickte Stahl in das Gesicht des Blutsaugers. Er sah in die dunklen Augen, in deren Pupillen ein roter Punkt schimmerte.

In seinen Oberschenkeln spannten sich die Sehnen, weil seine Haltung unbequem war, aber er traute sich trotzdem nicht, seinen Körper in die Höhe zu drücken.

»Was willst du jetzt tun, Kommissar? Schießen? Es wieder und wieder versuchen? Du wirst damit kein Glück haben, glaube es mir. Ich bin immer stärker. Du hättest dich mit Sinclair mehr über mich unterhalten sollen. Er weiß, dass mir geweihtes Silber nichts ausmacht, denn ich habe- meine Kraft aus dem Blutstein gewonnen. Er ist so alt, dass er alles andere außer Kraft setzt.«

Stahl hörte die Worte und nahm sie trotzdem nicht richtig auf. Er konnte einfach nicht einsehen, dass er dieses Grauen erlebte, und Mallmann war raffiniert genug, um sich an der Überraschung des

Kommissars zu weiden und sie auszukosten.

»Und jetzt bist du an der Reihe!« Der Vampir hatte die Worte kaum ausgesprochen, da handelte er auch.

Ein Stoß katapultierte Harry zurück und Mallmann schnellte gleichzeitig auf die Beine.

Bevor Harry hochkam, hatte er ihn gepackt und in einen der Sessel geschleudert.

Stahl federte hinein, er wollte den Schwung ausnutzen, um aufzustehen, aber Mallmann war schneller.

Ein harter Faustschlag trieb den Kommissar wieder zurück. Er hatte das Gefühl, von einer Betonhand getroffen worden zu sein.

»Alles wird genau nach Plan verlaufen!«, versprach ihm Mallmann. »Du wolltest mich, ich habe dir die Chance gegeben, nun werde ich es umgekehrt machen.«

Harry hatte die Versprechungen genau verstanden. Er glaubte auch, dass sich Mallmann nicht davon abbringen lassen würde. Natürlich suchte er nach einem Ausweg. Die Waffe war ihm aus der Hand gedreht worden. Sie lag irgendwo zwischen den Sesseln.

Ihm blieb der Pflock mit der Silberspitze.

Konowski hatte er kein Glück gebracht, aber Harry wollte es anders machen.

Bevor sich der Vampir auf ihn stürzte und die Zähne in den Hals schlagen konnte, riss der Kommissar den Pflock unter seiner Kleidung hervor und kantete ihn so, dass die Spitze genau auf den Blutsauger wies. Damit hatte Mallmann nicht gerechnet. Er tat zwar nichts, doch er war irritiert und schüttelte den Kopf.

Harry Stahl brüllte auf, als er sich aus dem Sessel und dem Blutsauger entgegen warf. Er war schnell, er glaubte selbst, noch nie so schnell in seinem Leben gewesen zu sein, und er traf trotzdem nicht, weil der Blutsauger flinker gewesen war.

Mallmann hatte durch eine blitzschnelle Drehung ausweichen können. Die Spitze hatte seine Kleidung berührt, mehr war nicht geschehen.

Nur Harry Stahl konnte sich nicht mehr fangen. Es sah aus wie ein böser Zufall, als er durch den eigenen Schwung so weit nach vorn katapultiert wurde, dass er in dem gegenüberstehenden Sessel landete und dabei den Pflock tief in die Rückenlehne rammte, wo er auch stecken blieb.

Im Bruchteil einer Sekunde wurde ihm klar, dass er dem Vampir jetzt den ungedeckten Rücken zudrehte. Er ließ den Pflock los, wollte sich herumwerfen, doch es war bereits zu spät.

Mallmann hatte mit stählerner Hand zugegriffen, ihm in den Nacken gefasst und hochgerissen. Voller Wut schleuderte er den Kommissar über den Sessel hinweg, und Harry prallte außerhalb der Sitzgruppe

bäuchlings zu Boden.

Mit dem Kinn krachte er auf den Teppich. Seine Zähne schlugen hörbar zusammen und er wollte noch aus der Gefahrenzone kriechen, aber Mallmann war schneller.

Lachend zerrte er Harry Stahl auf die Beine, um ihn für den alles entscheidenden Biss herumzudrehen. Harry hatte seine Starre und Überraschung überwunden, er schlug auch um sich, traf Mallmann, aber er hatte den Eindruck, gegen eine Wand zu dreschen, denn empfindlich treffen konnte er den Vampir nicht.

»Ich werde dich leer saugen, du wirst blutleer werden!«, versprach der Vampir. »Du wolltest mein Nachfolger werden, aber niemand wird es sein, niemand kann es!«

Harry Stahl wusste genau, dass er den Kräften des Blutsaugers unterlegen war. Dennoch versuchte er es. Seine gespreizte Hand konnte er in die bleiche Fratze drücken, aber den Kopf nicht zurückpressen, dazu fehlte ihm die Kraft.

Beide keuchten. Mallmann vor Lust und Vorfreude, der Kommissar vor Anstrengung.

Der musste erleben, wie der Vampir seine Kraft allmählich brach. So sehr er versuchte, den Kopf des Untoten zurückzudrücken, um so mehr ließen seine eigenen Kräfte nach, weil der Gegendruck des Blutsaugers zu stark war.

Es musste der Zeitpunkt kommen, wo sich Harry nicht mehr halten konnte und in die Knie brach.

Und er kam.

Es ging ruckartig, denn dem Blutsauger war es gelungen, ihm eine Hand auf die Schulter zu legen.

Harry hatte den Mund weit aufgerissen. Ein Hilfeschrei drang jedoch nicht über die Lippen. Er dachte daran, dass dieses Hotel ausgebucht war, aber die Gäste hockten in ihren Zimmern, er selbst hatte sie davor gewarnt, die Räume zu verlassen.

Nun bezahlte er den schaurigen Preis, und er würde auch dazugehören, wenn sich die Blutsauger daran machten, die Türen aufzubrechen, um sich am Blut der Menschen zu laben.

Als der Kommissar in die Knie sackte, stöhnte er auf. Mallmann ließ ihn nicht fallen, er zerrte ihn ruckartig wieder in die Höhe, drehte den Kopf, um zubeißen zu können.

Vor Harry Stahl verschwamm die Welt. Sie hatte plötzlich andere Farben bekommen, wobei die düsteren überwogen, als wären sie bereits die ersten Vorboten aus dem Jenseits.

»Keine Chance mehr, Kommissar…« Mallmann sprach und lachte zugleich.

Bis er die Stimme hörte, die durch die Halle peitschte und die selbst ihn erschreckte.

»Lass ihn los, Mallmann!«

***

Wir waren da, wir waren zur richtigen Zeit erschienen. Suko, ich und natürlich Nadine Berger, aber auf diese Person konnten wir uns leider nicht verlassen.

Schon von außen hatten wir von dem Drama etwas mitbekommen, waren dann schneller gelaufen und hatten kurz vor der Tür das Tempo verringert, um einen Plan entwerfen zu können.

Mallmann und Stahl hatten gekämpft. Ich wollte noch warten, weil es für einen Moment so aussah, als sollte der Kommissar die Oberhand über seinen Gegner bekommen.

Das war nicht geschehen und so mussten wir eingreifen. Die Tür war glücklicherweise nicht verriegelt worden, sie öffnete sich, als wir den Kontakt berührten.

Ich rannte als Erster in die Halle, Nadine Berger dabei hinter mir herziehend.

Suko, der mir auf den Fuß gefolgt war, glitt zur Seite, da er eine andere Position einnehmen wollte.

Und dann brüllte ich ihn an!

Mallmann hörte meine Stimme, er wusste auch, wer gerufen hatte, und er zuckte sichtbar zusammen.

Ich wollte auf ihn zurennen.

Da griff Nadine Berger ein.

Sie hatte ich leider vergessen. Trotz ihrer gefesselten Hände konnte sie sich noch bewegen und sie schaffte es tatsächlich, mir ein Bein zu stellen.

Ich hatte sehr viel Kraft in meine Bewegung hineingelegt, was sich rächte, denn es gelang mir nicht mehr, meinen Schwung nach vorn zu bremsen.

Plötzlich küsste ich den Boden, bekam aber trotzdem noch mit, wie es der Kommissar schaffte, sich loszureißen und zur Seite zu springen. Er hatte Mallmanns Schrecksekunde ausgenutzt.

»Kill ihn, John!«, brüllte er durch die Halle.

Natürlich wollte ich das, auch Suko hielt seine Dämonenpeitsche fest, aber ich schoss nicht, obwohl ich die Waffe gezogen hatte, auf dem Boden lag und anlegte.

Okay, Silberkugeln taten Mallmann nichts, sie brachten ihn aber aus dem Konzept, das war wichtig.

Wir wären dann näher an ihn herangekommen, um ihn mit anderen Waffen attackieren zu können.

Den Strich durch die Rechnung machte uns Nadine.

So breit wie möglich stellte sie sich vor ihren Meister und deckte ihn mit ihrem Körper. Es geschah nur für die Zeitspanne von Sekunden,

die wiederum reichte Mallmann aus, um sich zurückzuziehen. Leider war die Halle groß und an einigen Stellen auch verwinkelt genug, um ihm eine Fluchtchance zu ermöglichen.

Mallmann nahm sie wahr und war aus unseren Augen verschwunden, bevor Suko noch auf die Idee kam, seinen Stab zu ziehen und das Wort zu rufen, das die Zeit anhielt.

Das schrille, triumphierende Lachen Nadine Bergers gellte durch die Halle. Sie drehte sich um, weil sie ebenfalls weglaufen wollte, aber Harry Stahl handelte reflexartig und schleuderte ihr einen Sessel in den Weg.

Sie wollte ihn noch überspringen, blieb aber an der vorderen Sitzkante hängen und fiel hin.

»Ich hole ihn!«, brüllte Suko. »Kümmere du dich um Nadine! Sie darf nicht entkommen.«

Bevor ich eine Antwort geben konnte, war mein Freund schon verschwunden. Und er nahm den Weg, den auch Mallmann gewählt hatte. Nicht durch die Außentür, er war im Hotel geblieben.

Auch das konnte noch böse enden…

***

Es war schwer für Nadine Berger gewesen, mit ihren auf dem Rücken gefesselten Händen wieder auf die Füße zu kommen, doch sie hatte es geschafft.

Natürlich wollte sie fliehen, aber Freund Harry war wieder einmal schneller.

Mit der flachen Hand schlug er gegen ihre Brust und schleuderte sie zurück in einen der noch stehenden Sessel. Dort prallte sie hinein, wippte nach, aber sie versuchte nicht mehr, sich zu erheben, denn Stahl hatte mittlerweile seine eigene Beretta aufgehoben und zielte auf sie. »Du bist nicht resistent«, keuchte er, »du nicht!«

Sie schüttelte wild den Kopf, gab ansonsten keinen Kommentar ab.

Ich wollte nicht viel von Harry wissen, nur eines interessierte mich. »Was ist mit Konowski?«

»Er - er lebt nicht mehr!«, erklärte Stahl keuchend. »Ich musste ihn töten.«

»War er ein Vampir?«

»Ja, Mallmann.«

»Alles klar.«

Bisher hatte Harry Stahl vor Nadine gestanden. Ich drängte ihn zur Seite und nahm seinen Platz ein.

Sie saß, ich stand. Nadine schaute hoch, ich zu ihr hinab. Welche Gefühle uns durchtosten und ob sie überhaupt welche verspürte, war in unseren Gesichtern nicht zu erkennen. Sie hatte nur die Lippen verzogen und präsentierte ihre Vampirzähne.

»Du willst noch immer mein Blut?«

»Ja, ich…«

»Keine Sorge, Nadine, das bekommst du nicht. Ich habe dir versprochen, dich zu retten, und an dieses Versprechen fühle ich mich gebunden. Ich werde es halten.«

»Wie denn? Willst du dein Kreuz nehmen?«

»Nein, das nicht. Es würde dich vernichten und das will ich auf keinen Fall.«

Sie drückte den Kopf zurück und schickte ein böses Lachen gegen die Decke, das mich jedoch nicht aus der Ruhe brachte. Ich sagte: »Es gibt andere Möglichkeiten, Nadine. Wir haben den Weg nur auf uns genommen, um dich von deinem Dasein als Blutsaugerin und Geschöpf der Nacht zu befreien.«

Irgendwie musste sie den Ernst meiner Worte gespürt haben, denn ihr Lachen hörte auf. Sie nahm eine etwas andere Sitzhaltung an, wirkte gespannter und hatte den Oberkörper leicht vorgebeugt.

»Was willst du damit sagen, John?«

»Kennst du das flüssige Leben?«

»Nein. Ich…«

»Dann will ich es dir erklären. Das flüssige Leben hat Blut in Licht verwandelt. Es sind alte Blutreste, die in einem großen Oval verborgen waren. Es ist innerhalb dieses Gegenstandes zu einer magischen Fotosynthese gekommen. Blut in Licht, die Reinigung war da, und die werde ich an dir ausprobieren.«

Nadine hatte alles gehört, ob sie mir glaubte, war fraglich. Sie saß vor mir und zwinkerte mit den Augen. Über ihre Lippen huschte so etwas wie ein Lächeln, das sich allerdings nur an den Mundwinkeln bemerkbar machte.

»Du glaubst mir nicht?«

»Nein, John, nein!« Wieder lachte sie schrill. Diesmal allerdings auch unsicher.

»Ich werde es dir zeigen!«

Auch Harry Stahl schaute zu, wie ich in die Tasche griff und das Oval hervorholte. Es war viel kleiner geworden, nachdem ihm die Gefährlichkeit genommen worden war. Jade Prentiss hatte es für ihre Zwecke eingesetzt, aber es in die verkehrte Richtung gedreht, denn sie frönte allein dem Bösen.

Sechs Augen schauten auf das »Ei« in meiner Hand. Es war leicht, es hatte eine dünne, aber trotzdem sehr feste Haut, und es war durchsichtig. In seinem Inneren bewegten sich dünne Häute, und mir kam der Vergleich mit dem Würfel des Heils oder dem des Unheils in den Sinn. »Das Licht ist vorhanden«, flüsterte ich. »Es wird dein Blut übernehmen, Nadine, und dich wieder zu einem normalen Menschen machen. Davon bin ich fest überzeugt, und du kannst dich nicht

dagegen wehren.«

Sie sagte nichts. Nur ihre Lippen zitterten. Die beiden aus dem Oberkiefer hervorwachsenden Zähne entstellten sie, der Blick flackerte. Es sah so aus, als wollte sie etwas sagen, und gleichzeitig suchte sie nach einem Fluchtweg.

Diesmal würden wir sie nicht entkommen lassen.

»Wie willst du es machen, John?«, fragte mich der Kommissar.

»Es muss mit ihr zu einer intensiven Berührung kommen«, erwiderte ich.

»Und dann klappt es?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist einen Versuch wert.«

Nadine Berger schaute zu und senkte den Kopf, als ich das Oval mit beiden Händen vorsichtig umfasst hielt, die Arme senkte und den Gegenstand in ihre direkte Nähe brachte.

Da sie im Sessel saß, kam eigentlich nur der Schoß in Frage. Und dort legte ich das Oval hinein.

Nadine zuckte zusammen, sie riss den Mund auf. Wir erwarteten den Schrei, der aber blieb aus.

Stattdessen drang ein leises, glucksendes Lachen über ihre Lippen. Ein Gefühl der Freude, was bei uns allerdings genau das Gegenteil bewirkte, denn es tat sich nichts.

War alles umsonst gewesen?

Diese Frage stellte ich mir leise, während sie Harry Stahl laut aussprach.

»Nein«, sagte ich, »nein, das kann einfach nicht sein. Wir haben Jade Prentiss geschafft, wir haben Dr. Drake zum Teufel geschickt. Bisher hat alles geklappt, und ich weiß einfach, dass das flüssige Leben bei ihr die magische Fotosynthese einleiten muss. Blut in Licht, das ist der Zweck dieses Eis.«

»Wohl nicht bei Vampiren, John…«

»Hör auf!« Ich fuhr ihn etwas zu hart an, aber ich konnte meine Enttäuschung einfach nicht unterdrücken. Es sah wirklich so aus, als wäre am Ende alles umsonst gewesen.

Und wie mich Nadine anschaute. Triumphierend, sicher. Ihr Gesicht hatte sich verändert. Es war im Triumph noch böser geworden. Die Haut sah aus wie mit grünem Schimmel überzogen, in den Augen leuchtete es rötlich, als hätten sich dort kleine Blutstropfen gesammelt.

Ich war einfach verzweifelt. Wenn alles nichts mehr half, musste ich den anderen Weg gehen, den der neben mir stehende Kommissar aussprach.

»Soll ich sie pfählen, John?«

»Nein!«, schrie ich so plötzlich, dass nicht nur Harry zusammenzuckte. Auch Nadine erschrak.

»Wenn sie jemand endgültig vernichtet, dann bin ich es. Das muss ich einfach tun. Ich bin es mir schuldig, verflucht. Da gibt es keinen anderen Weg.«

»Wo willst du es tun?«

Ich hob die Schultern.

Harry Stahl berührte meinen Arm. »Soll ich nachschauen, was Suko macht?«

»Wieso?«

»Ich möchte dich mit Nadine allein lassen.«

Nadine hockte vor mir. Ich atmete auch ihren Geruch ein, eine Mischung aus Fäulnis und Parfüm.

Irgendwie widerlich.

»Bitte, John.«

Ich ballte die rechte Hand zur Faust. »Okay, Harry, geh bitte. Schau nach Suko.«

»Gut. Bleibst du hier?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung. Ich weiß noch nicht, was ich mache. Was immer es auch sein wird, ich werde eine Lösung finden, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, John Sinclair, darauf verlasse ich mich auch. Viel Glück wünsche ich dir, viel Glück.«

Ich hörte ihn weggehen und schaute ihm nicht mehr nach. Und plötzlich fühlte ich mich so verflucht allein…

***

Typen wie Mallmann straften Vorstellungen Lügen, dass sich Vampire nur schwerfällig und hölzern bewegten. Im Gegenteil, sie konnten flinker sein als Menschen, und das bekam der Chinese Suko bewiesen, als er Mallmanns Verfolgung aufnahm.

Da der Vampir weder den Lift benutzt noch nach draußen gelaufen war, gab es eigentlich nur eine Lösung. Er musste über das Treppenhaus in die höheren Ebenen geflohen sein.

Dort hatten sich die angststarren Hotelgäste in ihren Zimmern verbarrikadiert.

Für Mallmann ein idealer Nährboden. Wenn er das Blut roch, würde ihn nichts mehr halten, erst recht keine verschlossene Hoteltür.

Das Treppenhaus hatte einen großen Vorteil. Auch wenn Suko den Blutsauger nicht sah, er hörte ihn trotzdem und er bekam mit, dass sich Mallmann ungefähr zwei Etagen über ihm bewegen musste.

Keine Entfernung, um ihn nicht einzuholen.

Sollte er zwei Stufen auf einmal nehmen, so sorgte Suko dafür, dass er drei nahm.

Eine Hand hatte er über das Geländer gelegt. Es diente ihm als Stütze und gleichzeitig als Startbrett, denn durch den Druck gab er sich

immer wieder neuen Schwung.

Er jagte weiter. Trotz seiner guten Kondition wusste er, dass Mallmann ihm überlegen war, denn der Blutsauger brauchte keine Erholungspause, seine Kraft war nahezu unerschöpflich.

Wenn er Suko bis in die zwanzigste Etage hochjagte, hing diesem irgendwann die Zunge aus dem Hals. Dann brach er vor Erschöpfung zusammen und Mallmann konnte triumphieren.

So weit durfte er es nicht kommen lassen. In der vierten Etage hörte er plötzlich über sich ein bekanntes Geräusch. Da war eine schwere Tür zugefallen.

Suko atmete auf. Gleichzeitig aber hoffte er, rechtzeitig genug zu kommen. Wenn Mallmann in eines der Zimmer eindrang, war es vorbei. Dann würde ihm keiner Widerstand entgegensetzen.

Mit kraftvollen Sprüngen erreichte auch Suko Sekunden später das Ziel und riss die feuerfeste Eisentür so schnell wie möglich auf. Vor ihm lag der Gang im schwachen Licht der Notbeleuchtung, und natürlich war der lange Flur leer.

Was hatte Mallmann getan?

Suko überlegte. Er konnte darauf hoffen, aus einem der Zimmer einen Schrei zu hören, oder er musste selbst eine Tür nach der anderen aufreißen, um Mallmann zu locken.

Es war nicht einfach.

Suko ging zwei, drei Schritte. Auf dem Teppich konnte er sich lautlos bewegen.

An einer Gangseite stand ein kleiner Wagen, der auf Gummirädern daherrollte. Er hätte eigentlich dicht an der Wand stehen müssen, aber mit dem Heck stand er etwas verschoben. So etwas konnte passieren, wenn er angestoßen wurde.

Und nicht weit entfernt befand sich eine Zimmertür! Lag dahinter möglicherweise der Raum, in dem sich der Vampir Mallmann verborgen hielt? Suko rann es kalt den Rücken hinab, als er daran dachte. Er wusste ja nicht, wer dort lebte. Ob Erwachsene oder auch Kinder oder Jugendliche. Ein Blutsauger nahm darauf keine Rücksicht.

Suko schaute sich die Tür an. Sie sah völlig normal aus, zeigte keine Beschädigungen.

Es gehörte sich, vorher zu klopfen, bevor man einen fremden Raum oder eine fremde Wohnung betrat.

Darauf verzichtete Suko. Er wollte so lautlos wie möglich hineinschleichen, legte eine Hand auf die Klinke und holte mit der anderen, der Rechten, seine Dämonenpeitsche hervor, da es keinen Sinn hatte, eine Silberkugel auf den Blutsauger abzufeuern.

Die Zimmertür war nicht verschlossen. Ein gutes oder ein schlechtes Zeichen?

Wie dem auch sein mochte, Suko nahm es, wie es kam, und er

musste auch damit rechnen, dass Mallmann stärker war als er.

Hinter der Tür lag ein sehr schmaler Flur. Er endete vor einer ebenfalls schmalen braunen Tür, die geschlossen war. Rechts von Suko lag das Bad.

Er konnte hineinschauen, sah es leer und drückte die Zimmertür wieder hinter sich zu.

Er wusste nicht, wie er es bewerten sollte, dass auch die zweite Tür zum eigentlichen Zimmer verschlossen war. Das konnte normal, aber auch nicht normal sein, jedenfalls rechnete er mit einer Falle und näherte sich dem Ziel entsprechend vorsichtig.

Nicht vorsichtig genug.

Wer immer dahinter gelauert hatte, er musste gewusst haben, dass jemand gekommen war, und er rammte die Tür mit voller Wucht auf. Von ihm aus gesehen nach außen, für Suko aber nach innen, und zwar so heftig und schnell, dass selbst der Inspektor nicht mehr ausweichen konnte. Die Tür hämmerte gegen seinen Schädel.

Suko sah Sterne und hörte die Englein singen.

Suko kippte nach hinten, fing sich an der Wand und dachte intensiv daran, dass er alles werden durfte, nur nicht ohnmächtig. Er glaubte auch daran, dass Mallmann die Tür so stark nach innen gerammt hatte. Die Gestalt aber, die plötzlich in den Flur kam, war nicht Will Mallmann, sondern eine Frau, die ein langes Kleid trug, mehr ein Nachthemd, versehen mit einem tiefen Ausschnitt, der eine dreieckige Form hatte und den Ansatz der Brüste freigab.

In den Ausschnitt hinein war das Blut geronnen, das aus den beiden Bisswunden am Hals drang.

Die Frau war eine Vampirin und wahrscheinlich von Mallmann vorgeschickt worden.

Suko wich so weit zurück, dass er die Zimmertür im Rücken als Stütze spürte. Erst jetzt sah er, dass die Untote bewaffnet war. Sie hielt in der rechten Hand eine Vase.

Sie wankte vor und holte aus.

Suko warf sich zur Seite, als sie zuschlug. Rechts neben ihm, wo sich sein Kopf noch vor einer Sekunde befunden hatte, krachte die Vase gegen die Wand, wo sie in einem Meer von Splittern zerbrach. Die Untote hatte den rechten Arm angehoben und starrte mit einem ungläubigen Gesichtsausdruck auf die Reste in ihrer Hand.

Suko stand wieder normal, auch wenn sich die Welt noch leicht drehte.

Die Peitsche steckte einsatzbereit in seinem Gürtel. Ihre drei Riemen hingen über.

Suko zerrte sie heraus, umfasste den Griff und konnte das Ziel nicht verfehlen.

Über Kopf und Brust schlugen die Riemen zusammen und zeichneten

ihr Muster nach. Die Gestalt versuchte noch, auf den Beinen zu bleiben, doch sie knickte mit dem rechten Bein ein und fiel.

Suko ging ihr aus dem Weg, sonst wäre sie noch gegen ihn geprallt. Er rechnete damit, dass sich Mallmann im Raum befand, und trat mit einem wuchtigen Tritt die Tür auf.

Ein scharfer, kalter Windstoß fuhr ihm entgegen. Es lag am Durchzug, und der konnte nur entstehen, weil das Fenster zerstört worden war.

Wo steckte Mallmann?

Im Zimmer sah Suko den Vampir nicht. War er tatsächlich aus dem Fenster gesprungen?

Suko war vorsichtig, als er sich auf das Rechteck zu bewegte. Wolken über Berlin, hier und da eine blanke Stelle am Himmel, wo ein Stern leuchtete wie ein weggeworfener Diamantsplitter.

Und er entdeckte die riesige Gestalt.

Wie ein monströser Vogel kam sie ihm vor. Doch Suko wusste, dass er hier keinen Vogel vor sich hatte. Keinen Adler, keinen Geier, sondern ein Tier, das einen anderen Namen trug.

Es war eine gewaltige Fledermaus, die einen menschlichen Kopf zwischen ihren Schwingen hatte.

Mallmanns Schädel!

Suko sah das bleiche Gesicht, er erkannte auch das D auf der Stirn, bekam mit, wie der Mund aufgerissen wurde, und hörte ein gellendes Gelächter, das ihm entgegenschallte.

Dracula II würde schneller sein als er. Er würde wieder einmal entwischen.

In einem Reflex zog Suko die Waffe, zielte auch in die Richtung, ließ sie aber sinken, als die Riesenfledermaus in die Tiefe sackte, schnell wegflog und in den Wolken verschwand, wobei auch ihr Gelächter verebbte.

Aus, vorbei…

Der Inspektor drehte sich um und spürte den bitteren Geschmack von Galle auf seiner Zunge. Mit müden Schritten ging er dorthin, wo die tote Frau lag.

Trübe Gedanken umwallten ihn. Er dachte daran, dass die Nacht des Schreckens noch immer kein Ende hatte. Selten war ihm die Zeit bis zum Sonnenaufgang so lang vorgekommen wie diesmal.

Mit einer müde wirkenden Bewegung steckte er die Dämonenpeitsche weg. Andere allerdings waren nicht so müde. Abermals flog die Tür zum Zimmer sehr heftig auf. Diesmal stolperte auch kein Vampir in den Raum, sondern Harry Stahl, der einen Blick auf die Tote warf, schluckte und Suko fragend anschaute.

»Ich habe ihn nicht fassen können.« Er deutete auf das Fenster. »Da ist er raus.«

»Dann muss er doch unten liegen!«
»Nein, nein, Harry. Er hat es geschafft und sich verwandelt.«
»W - wie?«
»Will Mallmann hat die ursprüngliche Form eines Vampirs angenommen.«
Der Kommissar hatte begriffen. »Sag nur, er ist zu einer Fledermaus geworden?«
»Richtig.«
Stahl drehte sich um die eigene Achse. »O Scheiße!«, keuchte er. »Dann ist alles vergebens.«
»Was denn noch?«
Harry holte tief Luft. »Ich bin allein gekommen, Suko. Und kennst du auch den genauen Grund?«
»Nein!«
»John will Nadine Berger umbringen!«
Da verlor Suko sämtliche Farbe…

***

Flughafen Tegel am späten Nachmittag.
Schon griffen die Schatten der Abenddämmerung zu, legten sich über das gewaltige Häusermeer und verteilten sich auf dem Himmel, um den Tag zurückdrängen zu können.
Aus Richtung Westen flog eine Maschine herbei, die in London gestartet war.
Sie hatte das Gebiet der Stadt bereits erreicht und sackte in ungewöhnlichen Intervallen immer tiefer, was einigen Fluggästen nicht gefiel. Ängstlich schauten sie sich um.
Der Mann, der in der ersten Klasse nahe eines Fenster saß, kümmerte sich nicht darum. Obwohl er aus dem Fenster schaute und unter sich die Riesenstadt mit ihren funkelnden Lichtern sah, wirkte er wie jemand, der dies überhaupt nicht wahrnahm. Er war mit seinen Gedanken ganz woanders. Noch immer in London, wo alles den Anfang genommen hatte und es ihm erst durch intensives Nachforschen gelungen war, eine gewisse Spur aufzunehmen.
Dann war er nicht zu halten gewesen. In Windeseile hatte er das Nötigste in einen Koffer geworfen und hatte die Stadt an der Themse so schnell wie möglich verlassen.
Jetzt wartete er auf die Landung.
Noch ein kurzer Ruck, dann setzte die Maschine auf. Es rumpelte noch etwas, und Minuten später konnten sich die Passagiere erheben, um auszusteigen.
Der Mann war als Erster draußen.
Ach so, er hatte auch einen Namen.
Er hieß Bill Conolly!

ENDE des vierten Teils